



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

**DFG**

**Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

**Meine Aequatorial-Ostafrika- und Uganda-Expedition  
1896/1897**

**Schöller, Max**

**Berlin, 1898**

[urn:nbn:de:gbv:46:1-15526](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-15526)

51

Meine

Aequatorial-Ostafrika- und  
Uganda-Expedition

1896/1897.



Vortrag

des

Dr. Max Schöller. ✓



Die Versammlung fand statt am 4. April 1898  
im grossen Saale des Hôtel Saxonnia.

Nachdem Sr. Durchlaucht der *Prinz von Arenberg* als  
Vorsitzender die Versammlung eröffnet hatte, teilte der  
Schriftführer Herr *Selberg* zunächst die Namen der neu ein-  
getretenen Mitglieder mit, wie folgt:

Frau Geh. Kommerz.-Rat *Richard Pintsch*. — Frau Kommerz.-Rat *Julius Pintsch*.  
— Frau Fabrikbesitzer *Oskar Pintsch*. — *Ignaz Weinberg*, Kaufmann. — *Lüders*,  
Wirkl. Geh. Ob. Reg.-Rat. — *H. Hartmann*, Kgl. Hofschauspieler. — *Ziethen*,  
Hauptmann. — Dr. phil. *Rich. Schröder*, Verlagsbuchhändler. — *J. Rottmann*,  
Bentner. — Dr. phil. *Heinitz*, Direktor. — *Hermann Paegelow*, Kaufmann. —  
*Georg Lackner*, Lieut. — *Ernst Aug. Hirschfeld*, Apotheker. — *Meyer*, Prem.-Lieut.  
— *Meier*, Kapitänlieut. — *Hahn*, Generalmajor. — *Franz Warnke*. — *Wagner*, Geh.  
Oberpostrat. — *Janke*, Oberst a. D. — *von Westernhagen*, Major a. D. — *Stahr*,  
Hauptmann. — *Zielke*, Hauptmann. — *Julius Dahlmann*. — *von Spitz*, General.  
— *Allgelt*, Baumeister. — *B. Felisch*, Kaufmann. — *August de Bary*, Rittmeister  
a. D. u. Direktor. — *Raschdan*, Kaiserl. Gesandter z. D. — *Bess*, Generalmajor. —  
*Peters*, Kammerger-Refer. — *von Kennitz*, Major. — *Slechou*, Bürgermeister a. D.  
— *von Schenkendorf*, Kaiserl. Direktionsrat a. D. — *A. Kuthe*, Architekt. —  
*Carl Graf Dönhoff*, Rittmeister a. D. — *Carl Wille*, Geh. Rechn.-Rat. — Dr. jur.  
*W. Jaeger*, Hofkammerrat. — *Wilh. Meyerhoff*, Kaufmann. — *Bruno Schenk*, Ver-  
lagsbuchhändler. — *Freih. von Ledebur*, Generalmajor. — *Th. Rehbock*, Reg. Bau-  
meister. — *von Neumann*, Rittergutsbesitzer. — Dr. *Neubauer*, Schriftsteller. —  
*A. W. Schneider*, Buchdruckereibesitzer. — *Hugo von Streit*, Glaswarenfabrikant.  
Frau Kommerz.-Rat *Katharina Moes*. — *Ludwig*, Sek.-Lieut. — *Adolf Müller*,  
Direktor. — *Ernst Dörschlag*, Geh. Kanzlei-Sekr.

Hierauf erhielt Dr. *Max Schöller* zu seinem hier in er-  
weiterter Form abgedruckten Vortrage: „Meine Aequatorial-  
Ostafrika- und Uganda-Expedition“ das Wort:

Ich möchte mir heute Abend gestatten, meine Ex-  
pedition nach Aequatorial-Ostafrika und Uganda 1896/97  
zu schildern, und einige Betrachtungen an die bereisten  
Länder und Völker zu knüpfen. Da ich erst vor 3 Monaten  
nach Europa zurückgekehrt bin, so sind leider die wissen-  
schaftlichen Ergebnisse in ihrer Bearbeitung noch nicht be-  
endet. Wenn ich trotzdem heute in dieser Versammlung zu

reden wage, so kann ich dies nur, nachdem ich vorher um Ihre gütige Nachsicht gebeten habe, und Sie mir gestatten wollen, lediglich den Verlauf meiner Reise Ihnen zu erzählen.

Im Jahre 1894 hatte ich in Begleitung des Professor Schweinfurth, des Herrn Kaiser und meines Freundes Andersson meine erste Expedition nach der italienischen Kolonie am Rothen Meere in Nord-Abessinien unternommen. Damals war es Professor Schweinfurth, der mich in das Expeditionsleben und die Expeditionsführung einweihte. Die Errungenschaften habe ich wiedergegeben in einer Schrift, betitelt: „Meine Reise nach der Coloma Eritrea, Nord-Abessinien, 1894.“ Es war mir nur vergönnt gewesen, bei dieser Gelegenheit die Nordspitze Abessiniens kennen zu lernen, nur denjenigen Teil, der von der italienischen Kolonie umschlossen wird und der dann im Jahre 1895 der Schauplatz kriegerischer Ereignisse wurde, wo mit abwechselndem Glücke italienische und abessinische Waffen siegten. Naturgemäss blieb daher in mir der Wunsch bestehen, auch das übrige, grössere Abessinien, Schoa, Godjam, Tigre und womöglich die Galla-Länder zu besuchen, um meine geringen Kenntnisse dortiger Verhältnisse zu erweitern, denn wie ungemein viel Interessantes diese Länder bieten würden, dies hatte ich auf meiner ersten Expedition zu beurtheilen gelernt. So fasste ich denn den Plan zu einer die genannten Länder umfassenden Reise, beabsichtigte in Zeila zu landen und über Harrar in die Galla-Gebiete und zunächst nach Schoa vorzudringen. Kriegerische Ereignisse, der Zug Meneliks gegen Süden, die Verwirrungen italienischer Kolonialpolitik mit Abessinien, traten störend dazwischen, und auf meine Eingabe 1895 erfolgten abratende Entscheidungen von Italien und England.

Der abessinischen Unternehmung sollte damals ein kurzer Besuch der deutschen Kolonie in Ostafrika folgen, und nun, wo der erste Teil zur Unmöglichkeit geworden, gewann der zweite für mich an Bedeutung, und ich rüstete zu einer grösseren ostafrikanischen Expedition.

Nachdem verschiedene Reisewege erwogen und verworfen worden, beschloss ich einen Besuch des Kilimandscharo und Meru-Berges, um sodann durch Sotiko hindurch den Viktoria-See und Uganda zu erreichen. Uganda, der Schauplatz einer eigenartigen langjährigen Entwicklung, erschien mir als Endziel höchst interessant, und die innere und äussere politische Konstellation der letzten Jahre versah es mit einem besonderen Reize. Schliesslich war es Abessinien nicht so ganz unähnlich, zwei afrikanische Staaten, die durch eigene Kraft aus sich selbst heraus sich zu einer Stufe empor gehoben haben, die sie hoch über die angrenzenden Völker zu stellen geeignet ist. Es bot mir die Expedition die Möglichkeit der Betrachtung deutscher und englischer Kolonialbestrebungen, die Möglichkeit der Erforschung vielleicht noch wenig bekannter Gegenden und das Studium hamitischer, nilotischer, sowie verschiedener Bantu-Völkerstämme.

Am 20. April 1896 verliess ich Berlin. Die erforderliche Ausrüstung war zum grössten Teile von Tippelskirch & Co. beschafft worden und hatte mehrere Monate angestrenzter Thätigkeit erfordert. Ausser den Zelten, den Proviantkisten etc., welche vorausgesandt worden, bildeten ein grosses Contingent die Flinten und Munitions-Ausrüstung. 25 Mausergewehre mit Zubehör waren durch das gütige Entgegenkommen der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes aus den Reservebeständen desselben mir überlassen worden, und 20 weitere Mausergewehre besorgte die Gewehrfabrik von Leue. Das Ressort der Completirung meiner Jagdausrüstung übertrug ich der bewährten englischen Firma Holland & Holland in London, die

2 Kaliber 8 Paradox

2 „ 12 „

3 „ 577 Express

anfertigte, sodass die gesamte Flinten-Batterie, d. h. meine eigene und diejenige des Herrn Schillings,

2 Kaliber 8 Paradox

2 „ 12 „

3 Kaliber 577 Express  
 2 „ 450 „  
 1 „ 350  
 1 Modell 88  
 3 Kaliber 12 Schrotflinten umfasste.

Bevor ich in meinen Vorbereitungen zur Reise weiter fortfahre, möchte ich die Teilnehmer an derselben erwähnen. Herr A. Kaiser, der bereits auf der abessinischen Expedition mein Begleiter gewesen, hatte sich auch diesmal gewinnen lassen, und ferner schloss sich der vorhin erwähnte Herr C. G. Schillings, ein Jugendfreund aus meiner Vaterstadt, der Expedition an, in der sicheren Erwartung vorzüglicher Jagdgründe.

Zur Hinfahrt benutzten wir die Messagerie Maritime, und hatten auf diese Weise Gelegenheit, einen Blick auf Djibouti und das französische Protektorat am Süden des Roten Meeres zu werfen. Bis vor kurzem war der einzige nennenswerte Punkt Obok; als dann jedoch der Gouvernements-Sitz nach Djibouti verlegt wurde, verlor Obok seine Bedeutung, und Djibouti trat an seine Stelle. Der Hafen ist hier ein vorzüglicher; dies ist einerseits der Grund zu der Uebersiedlung gewesen, und andererseits das bessere Trinkwasser. Dass Obok im Gegensatze zu Djibouti kein Wasser besitzt, mag dadurch erklärt werden, dass Obok als hervorragende Landzunge Samchara-Klima hat, also nur wenig und unregelmässig fallenden Regen, während die Gebirge im Westen von Djibouti am abessinischen Hochlandklima partizipiren und durch zwei reguläre Regenzeiten die Küste ständig bewässern. Die Ansiedelung umfasst die Häuser einiger Europäer, und da zu einem Protektorate wenigstens einige Eingeborene gehören müssen, so giebt es thatsächlich ein kleines Eingeborenen-Dorf aus gemischter Somali- und Danakil-Bevölkerung.

In Zanzibar trafen wir am letzten Tage des Mai ein und fanden freundliche Aufnahme bei der General-Vertretung der Deutsch-Ostafrika-Gesellschaft, was um so er-

freulicher war, als die drei Hôtels der Stadt selbst für orientalische Verhältnisse viel zu wünschen übrig lassen. Zanzibar übertrifft an Pracht und Ueppigkeit alles, was ich bisher gesehen, und vom Meere aus wie von jedem Punkte der Insel genießt man einen Anblick überquellender Natur und überreicher wunderbarer Vegetation. Auch die Stadt selbst ist ungemein fesselnd durch das Gemisch der verschiedenartigsten afrikanischen und asiatischen Völkerschaften, wenn auch der Suaheli und Araber bedeutend überwiegen.

Es waren interessante Tage, die ich in Zanzibar verlebte, und die Vorbereitungen zur Reise schritten so schnell vorwärts, dass ich nach Ablauf von 2 Wochen die notwendigen Tauschwaren übernommen, Maskat-Reitesel angekauft, nach guten Boy's Umschau gehalten und bereits eine grosse Zahl von Trägern und Askari angeworben hatte.

In Dar es Salam nahmen die Arbeiten ihren Fortgang, und schliesslich, am 29. Juni, waren wir in der Lage aufzubrechen.

Da die Expedition Pangani als Ausgangspunkt nehmen sollte, so lag es wohl am nächsten, zu Wasser dorthin zu fahren; aber der unsympatische Gedanke einer längeren Dhaufahrt einerseits, und der Wunsch, soviel wie möglich von der Küste kennen zu lernen, veranlassten mich, den Landweg vorzuziehen. Er führt nicht gerade durch sonderlich anziehende Gegenden und bot mit Ausnahme der berühmten Städte recht wenig des Interessanten. An manchen Stellen zwar ist die Vegetation reich und üppig; Kokuspalmen, Dum-Palmen, Affenbrotbäume, Kasuarinen und Akazien wechseln ab mit angebautem Zuckerrohr, Mais, Phaseolus, Bataten und Mangos.

Bagamoya und Sadani passirend gelangt man in 9 Tagen nach Pangani. Dort entwickelte sich bald die regste Thätigkeit, und in kurzer Zeit war die Expedition zum Abmarsche bereit.

Als Hauptmumiampara hatte ich den Msimba bin Omari gewonnen, der seiner Zeit die Baumann'sche Karawane ge-

führt und der warm empfohlen war. Ihm zur Seite standen 8 Unterführer, und 276 Suaheli — meist Sklaven der Tanga- und Pangani-Araber — bildeten das Trägermaterial. Weiter hatte ich angeworben eine Anzahl Boy's, Koch, Präparator, Eseljungen und 35 Askari, also in Gesamtzahl 350 Mann, ohne die Weiber und Kinder der Askari und Trägerführer.

Als Reittiere besaßen wir 8 Maskat-Reitesel, zur Reserve 30 Massaï-Esel, schliesslich eine grössere Viehherde von Ochsen, Ziegen und Schafen. Am Kilimandscharo trat noch Verschiedenes hinzu, sodass die Gesamtziffer der Expedition auf ca. 400 Mann und 58 Esel anwuchs.

Einige Worte möchte ich hier auch über die Lasten hinzufügen. Sie setzten sich zusammen aus 119 Lasten Tauschwaren (weissen und bunten Tüchern, verschiedenen Perlen, Messing-, Kupfer- und Eisendraht, Kauri-Muscheln u. s. w.), 24 Lasten Kriegs-, 38 Lasten Jagdmunition, im Uebrigen aus Ausrüstungs-Gegenständen der verschiedensten Art, Präparir-Utensilien, photographischen Platten u. s. w. Um die Trägerzahl nicht unnöthigerweise zu erhöhen, waren 160 weitere Lasten durch die D. O. A. G. nach Bukoba zum Victoria-See vorausgesandt, die ich bei meiner Ankunft in Uganda dort anzutreffen erwartete, eine Hoffnung, die später leider nur teilweise in Erfüllung ging.

Bewaffnet mit Mausergewehr nebst kurzem Seitengewehr waren 35 Askari, 8 Mumiampara und 2 Boys, ferner mit Vorderladern 60 Träger.

Am 18. Juli verliessen wir endlich die Küste und folgten, den Pangani aufwärts gehend, seinem linken Ufer bis nahe zum Kilimandscharo, wo eine leicht überschreitbare Furt die Nähe von Klein Arusha anzeigt. Trotzdem der Pangani in seinen Einzelheiten bekannt und von verschiedenen Reisenden partiell aufgenommen ist, hielt ich es trotzdem nicht für überflüssig, ihn in seinem gesamten Laufe von der Küste bis zur Quelle nochmals eingehend zu studiren und die genaue kartographische Aufnahme desselben zu veranlassen. Ich zweifle nicht, dass auch dort, so nahe der Küste,

noch Manches der weiteren wissenschaftlichen Erforschung bedarf.

Um der Expedition eine kurze Rast zu gewähren und die Träger langsam an ihre Aufgabe zu gewöhnen, verweilte ich zuerst 2 Tage auf der Plantage Lewa, die mit ihren schöngebauten Wohnungen und Kasernen für die Kulis, ihren gut angelegten Wegen und weitausgedehnten Pflanzungen einen ungemein wohlgepflegten Eindruck erweckt. Wenn man diese Plantage betrachtet, wie vorzüglich die Pflanzen gedeihen, wie üppig die Vegetation und wie produktiv der Boden, so kann man kaum Zweifel hegen, dass die Zukunft der hiesigen Plantagen gesichert ist, vorausgesetzt, dass die Vorbedingungen die richtigen sind.

Wunderhübsch sind die in der Nähe gelegenen Pangani-Fälle, die geradezu grossartig zu nennen sind. Der Fluss teilt sich in verschiedene Arme und stürzt nun in 6 verschiedenen Fällen nebeneinander 100 Meter senkrecht hinab in die Tiefe. Wundervoll wirkt dies Schauspiel durch die üppige Vegetation, die in der konstant feuchten Atmosphäre sich entwickeln muss, und der Sprühregen ist so stark, dass eine Minute am Rande des Falles genügte, uns vollkommen zu durchnässen. Leider konnten wir nicht lange das schöne Schauspiel geniessen; ich wollte so schnell wie möglich die bewohnten Regionen verlassen, machte daher auch nur kurze Rast in dem interessanten Inseldorfe Korokwe, das eine hübsche Uebersicht gewährt über das Usambara-Gebirge und die Handei-Höhenzüge mit den ausgedehnten Waldungen, die mehr und mehr den sich dort entwickelnden Plantagen weichen müssen.

In Korokwe selbst, wie in den folgenden Pangani-Dörfern, sind die Einwohner Wasegua, hübsche Bantu, jedenfalls viel ansprechender wie die Küstenbewohner. Die Frauen sind in netter Weise geschmückt und zuweilen von erstaunlich heller Hautfarbe.

Bald hinter Korokwe verliessen wir die Karawanenstrasse zum Kilimandscharo, die hier in der Richtung des

Gebirges abführt, und waren im Reiche Sedengas, des alten greisen und blinden Sultans, der einst den Expeditionen so viel zu schaffen gemacht; heute ist seine Macht gebrochen, er und so viele Andere gehören der Vergangenheit an.

Thatsächlich ist wenig von diesem Marsche den Pangani hinauf zu erzählen. Bald tritt das Gebirge näher an den Fluss heran, bald weicht es weiter zurück, stets eine steppenartige Tiefebene freilassend, und jenseits des Flusses dehnt sich, soweit das Auge reicht, die endlose Massai-Steppe aus. Je weiter man dem Laufe des Stromes aufwärts folgt, desto spärlicher wird die Bevölkerung, und schliesslich zwischen Pangani und Komasi ist das Land, mit Ausnahme der Mafi-Berge, absolut unbewohnt.

Die zuletzt angetroffenen Eingeborenen waren Wasegua, zuweilen mit Wandorobbo gemischt. Ehemals hausten in der ganzen Gegend die Massai; überall sind die Spuren ihrer alten Kraals. Heute sind sie verschwunden, die Seuche hat das Vieh hinweggerafft, viele starben vor Erschöpfung, viele sind als Sklaven an die Küste verkauft, und der kleine Rest zog sich über den Fluss hinüber gen Norden und Nordwesten.

Bei Buiko tritt noch einmal das Pare-Gebirge nahe an den Fluss heran, noch einmal begegnet man einer dichteren Waschamba-Bevölkerung, und nun wird das Pangani Gebiet unbedingt zur Steppe, weitere Ansiedelungen sind in der Nyika-Ebene nicht mehr vorhanden. Schon die Mafi-Berge könnten als die Grenze des ständigen hohen Wildes angesehen werden, hingegen war es dort nur vereinzelt. Die Nyika-Ebene jedoch kann als eines der besten Jagdgebiete betrachtet werden, die in Afrika vorhanden. Während der Pangani selbst von zahllosen Flusspferden bewohnt ist, beleben die Ebene Antilopen aller Art, Zebras, Strausse, Nashörner, in der Regenzeit auch Elefanten und Giraffen.

Eines Abends fand ich das Lager bei meiner Rückkehr von der Jagd in grösster Aufregung; Kaiser war von einem Nashorn schwer verwundet worden. Das Tier, welches ich am Tage zuvor angeschossen, hatte sich auf den nichts-

ahnenden Kaiser gestürzt und ihn zweimal in die Luft geschleudert, ehe er Zeit gefunden, seine Büchse zu spannen. Glücklicherweise wurde er von seinen Begleitern bald aus seiner unangenehmen Lage befreit und waren die Wunden nicht bedenklicher Natur, sodass es möglich wurde, mit Kaiser, der bis Arusha auf seinem Bette getragen wurde, den Marsch, wenn auch langsam, fortzusetzen.

Am 18. August überschritten wir die Furt und hatten die Kilimandscharo Tiefebene und Klein-Arusha erreicht, wo Kaiser von seiner Verletzung zu genesen zurückblieb, während ich mit Schillings mich hinaufbegab zur Kilimandscharo Station Moschi. Der derzeitige Stations-Chef, Lieutenant Mercker, empfing uns äusserst liebenswürdig und forderte uns auf, in der Boma Quartier zu nehmen, eine Einladung, die wir mit Dank annahmen. Bald traf auch Hauptmann Johannes mit seiner Gattin ein.

Von der Boma geniesst man eine wundervolle Aussicht, und wenn manchmal am Abende der Kibu sein Schneehaupt enthüllt, neben ihm der schroffe Mavensi, von der Abendsonne beleuchtet, hervortritt, so ist der Anblick ein selten grossartiger. Leider war die Jahreszeit nicht günstig zu einem Ausfluge in die oberen Waldregionen, da die Regenzeit ausnahmsweise lange dauerte; wir mussten also auf denselben verzichten.

Ueber Moschi selbst möchte ich nicht weiter berichten, da Alles bekannt. Wir benutzten den Aufenthalt zum Ausbessern der Lasten, Esel-Sättel, zum Sammeln von Massai- und Waschagga-Waffen und ethnographischen Gegenständen, sowie zum eingehenden Studium der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. Ein auffallend hübscher Junge ist Meli, der Sultan von Moschi, der stolz in seinem blauen Husaren-Attila einherschreitet, und wir besichtigten mit Interesse sein Holzhaus und die schön gearbeiteten Strohhütten, in denen seine Frauen und Milchkühe friedlich miteinander wohnen. In solcher Weise hergestellte kegelförmige Hütten, bei denen das Dach bis auf den Boden herabreicht

und die vollkommen fest und dicht gebaut sind, habe ich sonst nie gesehen. Vielleicht sind sie für Moschi eigentümlich.

Die gesamte Kilimandscharo - Bevölkerung zerfällt in 4 grosse Sultanate: Moschi, Marangu, Kiboscho und Madschame. Die Eingeborenen sind sämtlich Bantu, Waschagga, während rings herum das hamitische Element beginnt das überwiegende zu werden. In Unter-Arusha und Kahe, wo wohl ursprünglich auch Wakuafi gewohnt, ist heute ein Gemisch von Hamiten, Wapare und Waschagga, also das Bantu Element noch überwiegend, während in Ober-Arusha schon Wakuafi und Massai fast ohne Waschagga-Beimischung sind.

Am 3. September verliessen wir wieder die gastliche Station, und nach kurzem Besuche Sinas, des Sultans von Kiboscho, stiegen wir zur Tiefebene hinab zu kurzem Besuche der Straussenzucht am Fusse der Mikinduni - Berge. Diese Unternehmung ist vom nationalen Standpunkte aus mit Freuden zu begrüssen; da sie jedoch der erste Versuch dieser Art in den deutschen Kolonien ist, so werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, ehe man das erstrebte Ziel erreicht. In erster Linie wird natürlich die Straussenzucht selbst angestrebt, also vorläufig die Aufzucht aus Eiern und eingefangenen jungen Tieren. Ferner sollen Versuche gemacht werden mit Zebras und Kreuzungen solcher mit Eseln, um eventuell ein geeignetes Last- und Zugmaterial zu schaffen. Inwieweit dies gelingen wird, muss die Zukunft lehren; ich selbst glaube nicht recht an die Verwendbarkeit der Zebras da, wo man Ochsen oder Esel zur Verfügung hat. Da eine Bahn bei ihrer Fortführung von der Küste bis zum Kilimandscharo kaum als ein lohnendes Unternehmen betrachtet werden kann, so würde die Herstellung eines Fahrweges von dem Endpunkte der Bahn, also von Korokwe nach Moschi, meiner Ansicht nach dasjenige sein, was für die nächste Zukunft ins Auge zu fassen ist. Ein solcher ist durchaus erforderlich, falls man auf eine Verwertung

solcher Erzeugnisse des Kilimandscharo rechnen will, deren Transport zur Küste im gegenwärtigen Augenblicke als unlohnend erscheint. Dass zur Beförderung auf dieser Strasse ein geeignetes Material von Wert ist, leuchtet ein, doch glaube ich, dass Ochsenwagen, wie sie in der englischen Kolonie im Gebrauche sind, vollkommen zum Ziele führen dürften.

Im Mbuguni schloss sich der Expedition der Volontär der Gesellschaft, Referendar Meyer, mit einigen Trägern an, um im Interesse der Straussenzucht-Gesellschaft über die Verhältnisse im Inneren sich zu unterrichten und in der Hoffnung, vielleicht für die Gesellschaft Verträge irgend welcher Art abzuschliessen zu können.

Das erste weitere Ziel war Gross-Arusha am Meru-Berge. Früher zerfiel die Bevölkerung dort in eine grössere Zahl getrennter kleiner Stämme, die heute unter drei Jembe vereinigt sind und die zusammen nun Ober-Arusha bilden. Getrennt von diesen ist die Landschaft Meru mit dem Sultan Matunda.

Arusha liegt nicht, wie auf den Karten anzunehmen, am Fusse des Berges in der Ebene, sondern vollkommen im Walde schon auf der Höhe im Vorgebirge. Dem Meru sind kleinere Hügel vorgelagert, die durch leichte Terrain-senkungen mit einander verbunden sind, und die allmählich in der Hauptberg selbst übergehen. Die Bevölkerung besteht aus Wakuafi, und nach der grossen Viehseuche der letzten Jahre haben sich auch manche Massai dort angesiedelt, bilden nun einen wesentlichen Bestandteil. Die unverheirateten Männer, die Moran, wohnen beisammen, abgeschlossen von den älteren verheirateten, gemeinsam aber nach Massai-Art mit den auserkorenen jungen Mädchen; getrennt von ihnen in kleineren oder grösseren Dorf-komplexen sind die verheirateten, die alten Leute und die kleinen Kinder. Kriege werden lediglich geführt durch die Moran, doch gehen zuweilen auch einige der stärkeren Knaben, Laiuni, mit, ebenso einzelne ältere Leute zum Führen der Unterhandlungen. Die Kleidung der Moran ist

ein kleines, über der einen Schulter befestiges Fell, während die älteren Männern sich mehr verhüllen und schon zu Stoffen sich teilweise bekehrt haben. Mädchen und Frauen tragen nur enthaarte gegerbte Felle, zuweilen ebenfalls über einer Schulter befestigt. Körper, Haare, Kleidungsstücke, alles wird mit rotem Lehm und Fett gesalbt. Die Haare der Männer werden in vier Zöpfe geflochten, die nach hinten, auf Stirn und Schläfe herabhängen. Wo der Haarwuchs fehlt, wird künstlich nachgeholfen durch eine aus Bast verfertigte Perrücke, die unter der dichten Schicht von rotem Lehm täuschend ähnlich erscheint. Bei Männern und Frauen ist der Schmuck ungemein reich an Masse und Gewicht. Besonders die letzteren tragen eine ungeheure Gesamtlast umher, die zwar in allen Bewegungen furchtbar hindert, aber auch unwiderstehlich schön macht. Eisenringe umschliessen den Fussknöchel, das Bein unter dem Knie, den Unterarm, den Oberarm, den Hals. Meist ist der Unterarm vollkommen bedeckt, und die Halsringe reichen bis über die Schultern herab. Ganz eigenartig und selten unbequem sind die an Kettchen an beiden Seiten des Kopfes herabhängenden grossen Schnecken aus dickem Eisen- oder Messingdraht. Es war schwer, einigermaßen vollkommene Sammlungen zu erwerben, da die Eingeborenen grosse Scheu und Zurückhaltung vor den Europäern verrieten. Thatsächliche Unfreundlichkeit war nicht zu bemerken, wenn ich auch mich eines gewissen Gefühles des Misstrauens zuweilen nicht zu erwehren vermochte. Dass dieses Gefühl wohl berechtigt war, geht aus dem Briefe hervor, den ich von Hauptmann Johannes in Kavirondo erhielt. In derselben Nacht, in der ich zu meiner vorausgesandten Karawane in Ober-Arusha zu stossen gedachte, in der ich jedoch im Walde den Weg verlor, war ein vollkommen organisirter Ueberfall des Expeditionslagers geplant. Glücklicherweise gestatteten Kaiser und Schillings den Arusha-Leuten nicht, die Nacht im Lager zuzubringen, um einen angeblichen Ueberfall der Massai abzuwehren, und verhüteten so das

Schlimmste. Als ich dann am nächsten Morgen selbst eintraf, nahm ich Veranlassung zu umfassenden Vorsichtsmassregeln. Wie Hauptmann Johannes schrieb, entging die Expedition durch eine glückliche Fügung dem Schicksale der Vernichtung, aber bald darauf fielen die Missionare Segebrock und Ovir dem Europäerhasse der Warusha zum Opfer. Allerdings traf diese dann die verdiente Strafe. Noch mehrere Tagereisen sollen die Meru-Leute uns gefolgt sein, wohl in der Hoffnung auf kriegerische Verwickelungen unsererseits mit den Massai. Diese jedoch, die in Ngorongogoro, annähernd 4000, ihr Vieh weideten, ergriffen bei unserer Annäherung die Flucht; wir kamen ihnen wohl zu überraschend, ehe sie Zeit gefunden, einen Operationsplan zu entwerfen.

Hinter Arusha nun hatte die eigentliche Massaisteppe begonnen, und die erste Ansiedelung wieder ist Ngaruka, eine kleine Wakuafi- und Massai-Niederlassung am Fusse des sich von Nord nach Süd erstreckenden Hochplateaus, also an der Ostseite des „grossen afrikanischen Grabens.“ Der letzte Marsch, der nach Ngaruka führt, stellt die denkbar grössten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Träger; er muss als Telekesa-Marsch zurückgelegt werden. Nachdem wir am ersten Tage von Mittag bis Abend und am nächsten Morgen wieder bis Mittag ohne Wasser durch die glühende Steppe gewandert, war die Spannkraft der Leute gebrochen. Es hatte sich herausgestellt, dass das Dorf nicht mehr an derselben Stelle gelegen, wo unsere Führer es erwartet, und allgemeine Depression bemächtigte sich der Schwarzen, die in ihrem Fatalismus an einer Rettung verzweifelnd, zum Weitermarsche nicht mehr zu bewegen waren. Endlich gegen Abend entdeckten wir die kleine rettende Niederlassung, wo allmählich wir Europäer uns zusammenfanden, und nun folgten 2 Tage und 2 Nächte rastloser Thätigkeit, die zerstreut am Wege liegenden Träger und Askari mit Wasser zu versehen, sie nach und nach im Lager zu versammeln. Das Glück wollte, das schliesslich auch

nicht ein Mann, auch nicht eine Last verloren ging, nicht einmal ein Träger oder Askari ernstlich erkrankte. Immerhin bedurfte es eines dreitägigen Aufenthaltes, die erschöpften Leute zum Weitermarsche einigermaßen wieder zu stärken.

Ursprünglich wird in Ngaruka nur eine Wandorobbo-Niederlassung gewesen sein; als dann die Viehseuche den Massai ihren Wohlstand geraubt, haben sich einige dort angesiedelt und sind zur Bodenkultur übergetreten. Die Haltung der Bevölkerung war uns gegenüber eine anerkennenswert freundliche, und leicht sind die Konsequenzen zu erwägen, die eingetreten wären, hätten sich die Eingeborenen uns feindlich gegenübergestellt. Wir Europäer kamen ohne jegliche Bedeckung zu ihnen, alle unsere Lasten lagen in der Ebene zerstreut, und die Askari waren unfähig zum Widerstande. Glücklicherweise auch, dass die Massai diesen unseren Zustand nicht kannten und Friedensunterhändler hinabsandten, während sie selbst zum See hin entflohen.

Viel Neues oder Erwähnenswertes boten sonst diese Hamiten nicht, nur war die Kleidung der Männer hier äusserst primitiver Natur. Wie in Kiboscho die jungen Mädchen Sinna das biblische Feigenblatt an einer Perlenschnur zur Bekleidung erwählt, so waren es hier die Männer. Eine Perlenschnur trugen sie auch, nur das Feigenblatt fehlte.

Die Ebene, die bisher mit dünnem Dornestrüpp dicht bestanden gewesen, von einigen ausgetrockneten Flussbetten und dichterem Baumwuchse zu beiden Seiten hier und dort durchschnitten, wird weiterhin fast kahl, nur dünnes gelbes Gras bedeckt den Boden.

Jagdlich war die Ebene leidlich unterhaltend. Einzelne Giraffen, eine Menge Zebras, Strausse, Grantii- und Thomsoni-Gazellen, Suara-Antilopen u. s. w., jedoch nicht so glänzend wie vorher in der Kilimandscharo-Meru-Ebene oder etwas später in Nguruman.

Kartographisch fanden wir ein reiches Feld der Thätigkeit, da die bisherigen Einzeichnungen auf den Karten den thatsächlichen Verhältnissen nicht recht entsprechen, die Gebirge zum grössten Teile anders gelagert sind. Kaisers sehr genaue Aufnahmen werden eine wesentlich verschiedene, nun wohl thatsächlich richtige Karte ergeben, da Dr. Baumann gezwungen war, sich lediglich auf die Aufzeichnungen Dr. Fischers zu verlassen. Kurz vor mir hat Herr Oberst von Trotha die Massai-Steppe passiert; leider war es mir noch nicht möglich, seine weitgehenden Beobachtungen mit den meinigen zu vergleichen.

In Ngaruka versuchten Abgesandte der Massai, die scheinbar Friedensverhandlungen zu führen zu uns kamen, mich vom Weitermarsche abzuhalten. Soviel ich wusste hatte Compagnie-Führer Johannes von Moschi aus kürzlich Boten an Sendeo gesandt, um ihn zu veranlassen, selbst zu seiner Rechtfertigung nach dort zu kommen, und so schien es mir nicht opportun, auf irgend etwas einzugehen. Ich wusste noch nicht, dass die ganzen Mitteilungen der Massai lediglich ein Vorwand waren, ihre Flucht zu decken. Jedenfalls vermochte ich nicht länger in Ngaruka zu verweilen, und strebte so schnell wie möglich dem Natron-See zu, den ich in 3 Tagen erreichte. Die Gegend behält den gleichen Steppencharakter, wird fast noch öder und kahler, und jegliche Vegetation verschwindet. Wir haben hier ausgeprägt vulkanische Formation, wie an dem ganzen „Grossen Graben“, und zwar desto intensiver, je mehr man sich dem Doengo Ngai nähert. Es ist die jüngste vulkanische Zeitperiode. Ich glaube, dass der Kilimandscharo die älteste ist, der Meru-Berg folgt und schliesslich der Doengo Ngai. Unter den Eingeborenen kursieren Gerüchte, dass in neuerer Zeit Eruptionen dieses Kraters stattgefunden haben. Wahrscheinlich sind die beobachteten Erscheinungen jedoch lediglich auf ausströmende Wasserdämpfe zurückzuführen, sodass der Doengo Ngai als Geiser zu betrachten ist, was auch von Kaiser nachgewiesen wurde.

Die Scenerie um den Vulkan herum ist trostlos, Ebene und Berge, grau und schwarz. Dabei sieht alles aus wie von Pocken behaftet. Ueberall aus den Flächen und Bergen heraus ragen kleine schwarze Inselberge, Eruptionskegel, einer neben dem anderen, alle vollkommen kahl. Auch das Tierleben ist erstorben, einzelne Gazellen und Aasgeier tauchen hier und dort auf, und hin und wieder erscheint ein Strauss am Horizonte. Endlich erscheint der Natron-See, man sieht ihn bei Ueberschreitung der Hügel im Norden glänzen. Bevor er erreicht wird, findet man ein kleines Flüsschen Dalalani, das sich wie Ngaruka zur Ansiedelung eignen würde. Durch Ngaruka ist gewissermassen ein Bindeglied zwischen Arusha, also Moschi und Nguruman, geschaffen. Solange die ganze Strecke ohne menschliche Ansiedelungen war, konnte es für eine grosse Karawane kaum ermöglicht werden, die Steppe zu passieren, und so würde Nguruman oder Sonyo stets ausser der in unserem Gebiete in Frage kommenden Landstrecken geblieben sein. Durch die Ansiedelungen ist heute dieses Bindeglied geschaffen. Es kann sich dort nun eine Karawane von 300 Mann auf 5 Tage mit Mais und Bataten verpflegen. Die jetzige Niederlassung ist erst allmählich entstanden und hat sich durch Massai, die sich dort sesshaft gemacht, vergrössert. Es ist zunächst zu wünschen, dass Ngaruka sich weiter vergrössere. Nachdem dies der Fall, können Karawanen dereinst sich für den 8 Tage dauernden Marsch nach Nguruman genügend verpflegen, würden also in Arusha nur 4 bis 5 Tage, in Ngaruka 8 Tage Proviant zu tragen haben. Ist zwischen Ngaruka und Nguruman noch ein weiterer Punkt geschaffen, so ist der Weg gesichert. Als solcher Platz eignet sich lediglich Dalalani, und ist dies der nach der Vergrösserung von Ngaruka in zweiter Linie kommende Gesichtspunkt.

Während des Marsches am Natron-See entlang hatte ich dauernd den Eindruck, als befände sich das Wasser in grösster Nähe. Als wir jedoch am Abende vom Lager zum See wollten, fand ich zu meinem Erstaunen, dass derselbe

dort noch garnicht vorhanden war, wenigstens kein Wasser. Weithin war alles ausgetrocknet, der Boden mit einer dünnen weissen Salzkruste bedeckt, und von einem Felsen in der Mitte der Fläche sah man das Wasser nur ganz entfernt. Der Anblick am Morgen war lediglich eine Luftspiegelung gewesen, eine Fata Morgana in der überhitzten Luft.

Endlich findet man besonders an der Ostseite das Wasser, der See hat also lange nicht die Grösse wie in der Regenzeit. Der auch noch in trockner Periode ziemlich grosse See ist der Sammelpunkt zahlloser grosser und kleiner Flamingos, sodass die Fläche strichweise weiss und schwarz oder schmutziggelb erscheint, strichweise auch rosenrot, je nach der Farbe der sie vollkommen bedeckenden Wasservögel. Es ist kaum möglich, sich ein Bild hiervon zu machen; soweit man sehen kann, ein hochbeiniger Flamingo neben und hinter dem andern, Hunderttausende. Ganz nahe bleiben sie stehen, die nächsten keine 50 Schritt entfernt, langsam nur weichen sie vor dem Menschen zurück, und feuert man einen Schuss ab, so erhebt sich eine rosa-rote Wolke; es sind aber nur die allernächsten, die übrigen verbleiben ruhig auf ihrem Platze.

Der Natron-See ist in der That von grosser Ausdehnung und muss in der Regenzeit eine riesige Wasserfläche bilden. Da er jedoch von geringer Tiefe ist, so trocknet er schnell aus, und schon nach wenigen Monaten bleibt ausser dem See nur eine grosse mit Salzkruste bedeckte Ebene, die die Sonnenstrahlen wundervoll reflektiert und die Temperatur unerträglich hoch steigert. Es gehört daher ein Aufenthalt am Natron-See nicht zu den erquickendsten des Lebens.

Nguruman am Nordende ist hübsch gelegen am Ufer des Bagasse-Flüsschens und ist die Heimat der kleinen Wandorobbo-Niederlassung, dem Reste einer nach Dr. Fischer reichen Bevölkerung. Auch Neumann erwähnt dieselbe.

Vom Sonyo-Gebirge herab erstreckt sich der Akazienwald und verläuft allmählich in eine Grasebene, während

jenseits üppige Vegetation den Guaso-Nyiro einschliesst. Die schmale sich parallel hinziehende Ebene ist der Sammelpunkt des hohen Wildes, das sich zwischen den beiden Flüssen tummelt. Hunderte und Aberhunderte von Gnus und Zebras, Grantii-Gazellen und Suara-Antilopen bieten sich dem Auge überall, wohin man blickt, und scheuen den Jäger selbst dann nicht, wenn er ihnen die verderbliche Wirkung des Feurgewehres vor Augen führt.

Gleich nach Ankunft in Nguruman hatte ich Träger abgesandt, 7 Stunden nach Sonyo hinauf, um zu versuchen, Lebensmittel einzukaufen. Die Einwohner hielten meine Leute für eine Suaheli-Karawane und verlangten Geschenke, die ich, um jeden Preis Frieden wünschend, ihnen durch meinen Ober-Muniampara übersandte. Man kehrte unverrichteter Sache zurück, die Geschenke wurden angenommen, verkauft wurde uns jedoch nichts. Nun überlegten wir die uns zu Gebote stehenden Möglichkeiten des Weitermarsches, besonders für den Fall, dass eine Verproviantierung thatsächlich unmöglich sein würde. Ausser dem von mir beabsichtigten standen die folgenden Reisewege offen: Ueber den Naiwascha-See nach Kikuju, über Sonyo und Elmarana zum Victoria-See, schliesslich zum Ngare-Dobasch und nach Ngoroine. Es schien aber der Vorteil einer dieser Routen nicht gross genug, um von dem mir gesteckten Ziele, Sotiko und Lumbwa, abzuweichen; und ich beschloss, auf meinem Vorhaben zu beharren.

Die von Sonyo zurückkehrenden Träger meldeten, dass die Wasegeju eingewilligt, Nahrungsmittel zu verkaufen; als man jedoch sich dem Dorfe genähert, sei man mit Steinwürfen zurückgetrieben worden. Bei nochmaliger Verhandlung erklärten sie, dass sie wohl Lebensmittel an Suaheli-Karawanen verkauften, es ihnen jedoch von Sendeo, dem Häuptlinge der Massai, verboten sei, mit meiner Karawane irgendwie in Berührung zu treten. Zugleich wurden eine Anzahl vergifteter Pfeile auf meine Leute abgeschossen, ohne glücklicherweise jemanden zu verwunden. Nun war Msimba

gezwungen, das Zeichen zur Gegenwehr zu geben; zwei Salven wurden abgefeuert, und die Eingeborenen ergriffen die Flucht. Auf die mir erstattete Meldung hin, sandte ich Herrn Meyer mit einigen Askari und einer Anzahl Träger hinauf, um die Angelegenheit zu ordnen. Er sollte die Leute mit soviel Getreide beladen, wie die Expedition bis Sotiko benötigte, zugleich es versuchen, Frieden zu schliessen und alles gewissenhaft zu bezahlen. Es gelang Meyer nicht, mit den Eingeborenen irgendwie in Berührung zu kommen, und er musste den Wert des Getreides an Tauschwaren in doppelter Höhe auf dem Marke des Dorfes niederlegen.

Den Vorfall in Sonyo bedauerte ich um so mehr, als ich gehofft hatte, ohne einen Schuss abzufeuern meine Expedition durchzuführen; aber ich bin überzeugt, alles gethan zu haben, den Frieden zu erhalten. Ich hatte meine Träger in die Lage gesetzt, für das anzukaufende Getreide jeglichen, selbst den höchsten Preis zu zahlen, denn ich bedurfte der vegetabilischen Nahrung unter allen Umständen. Schliesslich hatten wir uns lange genug das feindselige Benehmen der Eingeborenen gefallen lassen, und nur als die Wasegeju zum thätlichen Angriffe übergingen, erforderte es das Recht der Notwehr und der Selbsterhaltung, unsererseits vorzugehen. Erstaunlich war der Gegensatz zwischen dem anfänglich gezeigten Uebermuth und der späteren absoluten Mutlosigkeit, und man erzählte mir, dass die Krieger mit Spott unsere Mausegewehre betrachtet und nicht hätten glauben wollen, dass es Gewehre seien. Sie waren also glücklich genug, die Bekanntschaft mit Europäern noch wenig gemacht zu haben.

Wir rüsteten sofort zum Weitermarsche nach Sotiko und folgten in nördlicher Richtung dem Laufe des Guaso-Nyiro aufwärts. In den ersten Tagen sind wir noch in der Steppe, aber die Gegend beginnt ihren Charakter zu ändern, und der Akazienwald weicht einem Parklande, in dem dichte Baumpartien mit offenen Grasflächen abwechseln. Später beginnt der Fluss, eng eingeschlossen, zwischen hohen Bergketten dahinzufliessen, aber noch einmal verflacht sich das

Gelände, und erst am sechsten Tage hinter Nguruman ist das eigentliche Bergland, das sich den Guaso-Nyiro entlang nach dem Norden des englischen Gebietes hinüberzieht. Es wird stellenweise so schwierig, dem Flusse zu folgen, dass wir zeitweise gezwungen waren, uns von demselben zu entfernen, allerdings mit Beibehaltung der Richtung. Die Flussdirektion konnten wir nicht aus dem Auge lassen, da die Gegend, in der wir uns befanden, thatsächlich vollkommen neu ist, von Europäern noch nicht passiert war, die karthographische genaue Festlegung des Flusslaufes somit eine interessante und wichtige Aufgabe bildete. Die Gegend behält nun den Charakter des Hügellandes, ist leicht gewellt, meist ohne schroffe Partien, und von kleinen Hochebenen durchsetzt. Alles ist wesentlich verschieden von den bisher besuchten Strecken, die Akazien sind verschwunden, und an ihre Stelle ist der von den Massai Leleschwa genannte Strauch getreten, der in der Form den Olivenbäumen Italiens gleicht, und mit seinen weissen Blättern der Gegend ein ganz bestimmtes Gepräge aufdrückt. Den Boden bedeckt dürres und verwelktes Gras, und am Rande der Ufer, sich den Berg hinaufziehend, sind Palmen und Euphorbien. Nicht einem einzigen Menschen begegnet man hier; in früheren Jahren haben zahlreiche Massai dort gehaust, und man sieht noch die Ueberreste ehemaliger Kraals. Sie bilden freie lichte Stellen im Walde und sind bedeckt mit bleichenden Knochen gefallener Rinder, wohl auch der Massai selbst. Die Reste des einst mächtigen Volkes wohnen heute am Naiwascha-See, und nun, nach ihrem Verschwinden, wagen sich ängstlich die Wandorobbo aus ihren Wäldern hervor. Zwar sahen wir hinter Utim keine mehr; ich glaube aber trotzdem an ihr Vorhandensein, da die Wandorobbo, scheu und vorsichtig, ihre Behausungen so versteckt wie möglich anlegen.

Nördlich, am Oberlaufe des Guaso-Nyiro, beginnt wieder das altbekannte Bild, Akazien auf flachem Hochplateau, und wenn man nach 12 Tagen den Fluss nahe seiner Quelle ver-

lässt, um in westlicher Richtung den Ngare-Dobasch zu erreichen, liegt plötzlich die riesige Fläche der Ndassekera vor dem erstaunten Auge, endlos ohne Baum und Strauch, schwarz und verbrannt. Trotzdem ist sie das Heim zahlloser Gazellen, Kuhantilopen und Gnus, und in nie gesehenen Mengen tritt das Nashorn aus dem nahen Buschwalde auf die Ebene hinaus.

Hier ist die Grenze von Sotiko, und als gegen Mittag des dritten Tages wir den ersten Hügel des verrufenen Ländchens erstiegen, sahen wir alles ringsumher besetzt von schwarzen mit Speer und Schild bewaffneten Gestalten. Ein kurzes Schauri folgte, und provisorisch wurde Frieden geschlossen. Trotzdem erschien die Situation mindestens kritisch, als die Karawane unmittelbar darauf eine halbe Stunde lang durch dichtesten Urwald hindurchzog, wo für die Askari es im Ernstfalle kaum möglich war, sich selbst zu schützen, viel weniger uns und die Träger. Wie fühlte ich mich erleichtert, als endlich freies Terrain wieder gewonnen und die wilden Sotiko-Krieger, die heulend uns umringt, im Walde zurückblieben. Endgültige Friedensunterhandlungen fanden statt, und die Eingeborenen zeigten sich alsbald zutraulich und freundlich.

Die Sotiko-Krieger sind mit Speeren und schön gearbeiteten Schilden der Massai-Form, einige ausserdem mit vergifteten Pfeilen bewaffnet. Die Eingeborenen zeigen absolut hamitischen Charakter, sind jedenfalls Wakuafi. Es sollen jedoch auch Mischehen mit den Massai stattfinden, daher ist die Sprache sowohl eine eigene, dem Lande eigentümliche, oder man spricht Massai, das ziemlich alle verstehen.

Sotiko ist, ebenso wie das angrenzende Lumbwa, wenig bekannt geworden, da Europäerkarawanen das Land stets gemieden und selbst Suaheli dasselbe höchst ungerne passieren, alles infolge der kriegerischen Eingeborenen, die sich von fremdem Einflusse fern halten wollen, und schon manche Katastrophe unter den Karawanen anrichteten.

Die Gebräuche entsprechen im wesentlichen denjenigen der Massai; wiederum schliessen die jungen Krieger eine Art Versuchsehe mit den aus dem Elternhause entführten jungen Mädchen, und eine definitive Ehe kann erst dann eingegangen werden, wenn der Betreffende in der Lage ist, dem Vater seiner Auserkorenen den üblichen Preis an Ochsen oder Kleinvieh zu zahlen. Dieser Preis muss natürlich im Kriege erbeutet werden, oder der junge Mann kann, was hier im Gegensatz zu den Massai zulässig ist, durch seiner Hände Arbeit den nötigen Wohlstand erwerben. Deshalb bearbeitet der Sotiko-Krieger das Feld, wobei ihn seine Gefährtin eifrig unterstützt. Er ist also nicht, wie der Massai, lediglich auf den Raub angewiesen. Die jungen Leute wohnen meist in kleinen Dörfern beisammen, doch ist es auch nicht selten, dass ein solches noch nicht verheiratetes junges Paar sich eine Hütte neben dem Elternhause des Mädchens errichtet und dort mit den Schwiegereltern in spe vereinte Feldwirtschaft führt. Es hat dies natürlich im Gefolge, dass die Moral eine verhältnismässig höhere ist wie bei den Massai, dass noch häufiger wie bei diesen die Versuchsehen später zur Thatsache werden, ein Verstossen und Wechseln der Lebensgefährtin mehr wie bei jenen verpönt ist. Niemals habe ich bei einem afrikanischen Volke eine grössere Anhänglichkeit und Zärtlichkeit gefunden wie bei den Wasotiko; fast stets sieht man die jungen Paare beisammen, nicht selten das Mädchen Speer und Schild des Kriegers tragend, um denselben überall hin in Krieg und Frieden zu begleiten. Vom beiderseitigen Standpunkte aus ist mir dies durchaus begreiflich, da ich selten so hübsche junge Frauen und so schlank gewachsene Männer gesehen habe. Die Tracht der beiden Geschlechter lässt es deutlich genug erkennen; sie ist bei den Männern ein quadratisches Stück Fell, über der rechten Schulter befestigt, und unter dem linken Arm herunterhängend. Es genügt gerade, um die linke Hüfte zu bedecken, lässt aber im übrigen den Körper frei. Das Kleidungsstück ist entweder enthaartes roh gegerbtes Ziegen-

fell, hübsch mit aufgenähten Perlen verziert, oder aus Tierhäuten zusammengesetzt. Als Schmuck wird Eisendraht mit Messing oder Kupfer verziert getragen, und um den Leib gegürtet an breitem mit Perlen geschmücktem Riemen das lange schmale charakteristische Massai-Schwert.

Die Frauen, wenn sie legitim verheiratet, tragen den Körper von der Hüfte abwärts sorgsam verhüllt, die jungen Mädchen jedoch nur ein Fell, genau wie die Männer, oder einen eigenartigen Schurz von vielen kleinen Lederstreifen mit Holzstückchen, Früchten und Draht verziert.

In ganz Sotiko ist die Vegetation ungemein üppig, überall fruchtbares Land, kaum sieht man da und dort felsiges Gelände. Der Wohlstand ist daher ein relativ hoher, Lebensmittel waren in Fülle vorhanden, und in jedem Lagerplatze herrschte laute Fröhlichkeit. Auf die geringste Aufforderung hin vereinigte man sich zum Tanze, die jungen Krieger stiessen ihre Lanzen in den Boden, bildeten einen Ring, sich in melodischem Gesange im Kreise drehend. Es ist dies nur die Einleitung, und beim folgenden eigentlichen Tanze schnellen sie den Körper mit geschlossenen Beinen in die Höhe, werfen die Füße nach hinten, und folgen der Bewegung ruckweise mit dem Kopfe, alles in ganz bestimmtem Rhythmus. Ein besonders Tanzkundiger steht in der Mitte, giebt den Takt an und lässt dabei seine Lanze zwischen den Fingern rotieren. Bald beteiligen sich auch die jungen Mädchen, der Kreis wird immer grösser, und je länger es dauert, desto ernster wird die Sache aufgefasst. Es ist stets das langsame Drehen im Kreise, das typische Emporschnellen des Körpers, das grosse Uebung und Kraftanstrengung erfordert. Ob der gleiche Tanz bei allen ähnlichen Hamiten bekannt, vermag ich nicht zu sagen, ich habe ihn nie vorher oder nachher gesehen.

Lumbwa ist Sotiko fast vollkommen analog und geht in dasselbe über. Es ist vielleicht noch bevölkerter, und wohin man blickt erstrecken sich die ausgedehnten Schamben der Eingeborenen. Die hohen Farrnkräuter und dichten Stauden,

die bisher den Boden überwuchert und eine feuchte Atmosphäre dem Reisenden entgegenstrahlten, sind zum grossen Teile verschwunden, sie haben einer Grasvegetation Platz gemacht. Es war dies höchst erfreulich, denn schon begann es fast täglich — Oktober, Anfang November — zu regnen, und der Marsch durch die mehr wie manneshohen Stauden liess uns nicht trocken werden, eröffnete die weitgehendsten Aussichten auf demnächstige Fieberanfalle, die ja auch, wenigstens bei einigen von uns, nicht ausbleiben sollten.

Zum Schlusse, ehe ich diese Wakuafi-Länder verlasse, möchte ich die eingeborene Industrie erwähnen. Sie besteht aus dem Folgenden:

Gefässe aus gebranntem schwarzem Thon mit primitiven Verzierungen, in den verschiedensten Formen,

Roheisen in primitiven Oefen, aus den vorkommenden Eisenerzen gewonnen,

kleine Speere der alten Form aus selbstgewonnenem Eisen,

breite Massai ähnliche Speere aus gekauftem Eisendraht geschmiedet,

Schilde aus Büffelhaut, die mit Knochenmehl und Fett weiss, mit Henna und Fett rot, mit Asche und Fett schwarz bemalt werden,

Schwerter aus selbstgewonnenem Eisen, oder zusammengeschiedetem Draht,

Felle, die mit Asche gegerbt und mit Steinen weich gerieben werden,

Hacken zum Beackern des Bodens aus selbstgewonnenem Eisen,

grosse Schellen für das Vieh und kleine für die Männer zum Tragen über den Knieen, ganz kleine für die Fussknöchel,

kleine Scheiben aus massivem Holz,

ausgehöhlte Baumstämme für Honig, durch kleine selbstgemachte Eisenbeile ausgehauen,

kleine schwarze Perlen aus Samen, Dschagon genannt,  
die sie auf Schnüre ziehen,  
Flachhämmern des Eisen- und Messingdrahtes zu  
Frauens Schmuck,  
Zurechtschneiden des Messingdrahtes zu Ohrenschmuck,  
Ledertaschen jeder Grösse zum Aufbewahren von  
Matamah und Hirse.

Am 4. November lag Lumbwa hinter uns, und 2 Tage-  
reisen weit ist das Land unbewohnt, ehe in Kavirondo ein  
vollkommen neues Bild sich darbietet. Ungefähr 30 Kilo-  
meter bilden die übliche verödete Strecke zwischen zwei sich  
beständig bekriegenden Völkern, eine Erscheinung, die fast  
stets zu Tage tritt und auch logischer Natur ist. Keine  
Spur ist hier mehr der üppigen Vegetation, auf den Hügeln  
lichter Buschwald, in der Ebene spärlicher Graswuchs. Bald  
ist Kwa-Kitoto erreicht, das erste Dorf Kavirondos. Der  
Ort heisst nach seinem Sulten Kitoto, einer höchst scherz-  
haften, zum Lachen reizenden Persönlichkeit. Es ist ein  
alter Mann mit grossen vorstehenden Schneidezähnen, auf  
dem Kopfe einen uralten Filzhut mit rotem Bande, das Ge-  
schenk irgend eines Europäers, und davor quer über der  
Stirne die flache Hälfte eines Flusspferdzahnes, auf dem in  
der Mitte ein dickes Schneckengehäuse sitzt, das wie eine  
grosse Warze aussieht und beim Sprechen ständig hin und  
her wackelt. Gehüllt ist er in eine buntgestreifte Bettdecke  
und trägt um den Hals eine güldene Ehrenkette, ein Ge-  
schenk der Engländer, das er durch ganz ungläubliche An-  
hängsel nach seinem Geschmacke verschönert hat.

Hier ist nicht mehr der hübsche, schlankgebaute, im  
Gange selbstbewusste und schön geschmückte Wakuafi,  
sondern man ist im Reiche der Niloten, plumpe, wenn auch  
gross und starkknochig gebaute Menschen, ohne Anmut in  
den Bewegungen, oder in den Zügen. Es ist ein Negertypus  
mit stark ausgebildeten, meist hervortretenden oberen  
Schneidezähnen und all den übrigen Unschönheiten seiner  
Rasse. Ein zudringliches, aber furchtsames Gesindel, das

man selbst bei der grössten Wachsamkeit kaum aus dem Zelte herauszuhalten vermag. Der bisherige Schmuck von Metall oder Perlen in seiner zuweilen geschmackvollen Vereinigung liegt ebenfalls hinter uns. Die Niloten entnehmen die Gegenstände, mit denen sie sich schmücken wollen, am liebsten dem Tierreiche, von Flusspferd- und Wildschweinzähnen, Elfenbein oder Antilopenhörnern. In der Mitte gespaltene Flusspferdzähne spielen eine grosse Rolle. Sie werden quer über der Stirne oder am Oberarme angebracht, und kleine Wildschweinhauer zu je einem oder zwei sind an den Schläfen aufgerichtet. Das Ohrläppchen wird nicht durchbohrt und ausgeweitet, um Schmuck hineinzuzwängen, dagegen die Ohrmuschel am ganzen Rande fein durchlöchert und durch jede Oeffnung ein dünner mit einer grünen Perle verzierter Messingring hindurchgesteckt. Die Kleidung ist äusserst primitiver Natur; einzelne Männer tragen ein auf der rechten Schulter zusammengehaltenes Ziegenfell, das in ganz eigenartiger Weise *ausrasiert* wird, indem man die Haare figurenweise stehen lässt. Die Frauen verschmähen durchschnittlich die ihnen lästige Kleidung und bewegen sich in vollkommen paradiesischer Einfachheit, ohne irgendwie oder irgendwo durch Gewänder in ihren Bewegungen gehindert zu sein. Selbst im Beisein von Europäern verraten sie hierüber nicht die geringsten Bedenken; man sieht, dass sie Kleider nicht deshalb nicht tragen, weil sie keine besitzen, sondern weil sie solche verschmähen. Dabei raucht aber jedes Weib seine lange Tabakspfeife, einen schwarzen thönernen Kopf auf langem Eisenstiele. Eine seltsame Kombination mit dieser Gewandlosigkeit! Wenn man sich in das schwarze Paradies versetzt denkt oder in die schwarze Hölle, je nachdem man das eine oder andere vorzieht, so würde man in dem gleichen Augenblicke unmöglich mehr paradiesische Gestalten überschauen können, als uns hier im Lager umringten. Nur weiss ich nicht, ob jene paradiesischen Frauen ebenfalls mit einer Tabakspfeife bekleidet sein würden?

Höchst eigentümlich sind die Kavirondo-Schilde, die ausserordentlich schwer und umfangreich, in der Mitte eingeknickt sind, sodass sie einen spitzen Winkel bilden. Stellt man sie auf den Boden, so gewähren sie dem dahinter knieenden Krieger vollkommenen Schutz, decken ihn von vorne und von beiden Seiten. Speere sind genau analog den alten, noch in Sotiko und Lumbwa vorhandenen, mit schlecht gearbeitetem Holzschafte und kleinen ovalen Eisenspitzen. Diese Gleichheit ist erstaunlich, und möchte ich fast annehmen, dass sowohl Kavirondo wie Lumbwa und Sotiko früher schlechte Speere mit kleiner Eisenspitze führten, die Wakavirondo die langen, die Walumbwa die kurzen, dass dann im Laufe der Kämpfe der beiden kriegerischen Völker die Wakuafi zunächst die langen Speere der Niloten annahmen, die dann wieder durch die Massai-Form verdrängt wurden. Schwerter sind nicht im Gebrauche, ebensowenig Bogen und Pfeile. Die Wakavirondo, die wohl als Schilluk vom oberen Nile herkommen und dauernd und ständig weiter nach Süden vordrängen, sind früher jedenfalls ein kriegerisches Volk gewesen; ihr kräftiger muskulöser Körperbau muss sie als Feinde gefürchtet erscheinen lassen. Heute sind sie mehr dem Kriege entwöhnt und, wenigstens in hiesiger Gegend, leidlich tüchtige und fleissige Ackerbauer, wohl auch Viehzüchter. Die Felder bestellen sie hauptsächlich mit Matamah, Hirse und Mais, zuweilen mit Tabak. Nahrungsmittel wurden reichlich und in grosser Menge zum Verkaufe gebracht, ebenso wie Hühner, und unsere Träger schwelgten in allen möglichen Genüssen nach den vorausgegangenen Entbehrungen.

Zwei Tage noch und der Victoria-See war erreicht. Wir lagerten an der Ugowe-Bay, dem Tummelplatz zahlloser Flusspferde und einem jagdlichen Eldorado durch unzählige Enten, Gänse, Ibisse und Bekassinen. Jemehr man sich Kwa Mumias, also dem Norden, nähert, destomehr verschwindet der reine Kavirondo-Typus, destomehr ist er durch Beimischung von Suaheliblut verdorben und

wird uninteressanter. Das Land bietet also stets weniger des Erwähnenswerten, bis am 13. November in der englischen Station zugleich der erste Rastpunkt erreicht war.

In einer niederen Boma residierten die beiden englischen Offiziere, die uns einen freundlichen und liebenswürdigen Empfang zu teil werden liessen, der um so angenehmer berührte, als sie seit Moschi die ersten Europäer waren, denen wir begegneten. Kwa Mumias war jedoch zugleich eine bittere Enttäuschung. Unsere Proviantlasten und Tauschvorräte waren fast zur Neige, und ich hatte erwartet, hier das Erforderliche einkaufen zu können. Nun war nichts, absolut nichts vorhanden. So war für mich an eine Rast wieder nicht zu denken, und schon am nächsten Morgen musste ich weiter, um in Uganda in den Besitz der Lasten zu gelangen, die durch die D.O.A.G. nach Bukoba vorausgesandt worden. Ich entschloss mich, die Karawane in Mumias zurückzulassen und sofort mit einigen Leuten zum See nach Port Victoria und Uganda weiterzureisen. Da Schillings ebenso wie Kaiser am Tage der Ankunft am Fieber erkrankten, so hatte ich nur Herrn Meyer, der mich begleitete. Der Marsch zum See, zur Berkeley-Bay, führt dauernd durch Sümpfe und ist eigentlich in dieser Jahreszeit nicht erfreulich; trotzdem legten wir ihn in drei Tagen zurück, und fast sofort konnten wir das Stahlboot des englischen Gouvernements zur Weiterreise benutzen.

Port Victoria ist eine soeben neu angelegte Boma, die bezweckt, die Bootsverbindung am diesseitigen See-Ufer zu schützen. Sie wird augenblicklich hergestellt durch ein kleines Segelfahrzeug aus Stahl, das gerade gross genug ist, einige 150 Lasten zu fassen und den Verkehr zwischen Ntebi und Port Victoria, also über den See hinüber, zu vermitteln. Dieses Fahrzeug wurde bis zum Rande mit Waaren angefüllt, und oben darauf sassen resp. lagen wir in der denkbar unbequemsten Position. Zunächst zog ich die Nachtfahrt vor, da der Wind alsdann günstiger erschien, und schliesslich war es eben so angenehm, in der

Nacht schlecht zu schlafen, wie bei Tage der glühenden Sonne ausgesetzt zu sein. Ausserdem konnten wir bei Tage der Jagd auf den Inseln obliegen. Zwei Nächte ging die Sache ganz hübsch, bis in der dritten wir etwas unsanft aus dem Schlafe geweckt wurden. Ganz plötzlich war ein fürchterliches Unwetter über uns dahingezogen, und hüllte das Boot bei der absoluten Finsternis in heulenden Sturm und wolkenbruchartigen Regen. Eine volle Stunde lang war es geradezu eine Gewissheit, dass wir im nächsten Augenblicke die Krokodile des Sees erfreuen würden, und ich glaube, wir hatten entschieden viel Glück, als wir endlich, nachdem der Sturm sich gelegt, uns zwar im Boote schwimmend, aber doch in Sicherheit befanden. Mit grosser Geschwindigkeit waren wir auf eine Felsen-Insel losgetrieben, und genau im richtigen, aber letzten Momente hatte sich der Wind gelegt. Als wir die Gegend etwas näher besahen, waren wir genau auf demselben Platze, von dem wir am vorigen Tage hergekommen, grade gegenüber unserem alten Lagerplatze, recht erfreulich. Die ganze Sache war also obendrein noch vergeblich gewesen. An der Nachtfahrt hatte ich gründlich den Geschmack verloren, und fuhr lediglich bei Tage, langte schliesslich auch in Ntebi an.

Die Inseln im See sind geradezu reizend, teils dicht mit hohen prachtvollen Bäumen waldartig bewachsen, teils bedeckt mit grünen Wiesen. Der See erscheint wie ein Süsswasser-Binnenmeer, genau mit denselben sandigen oder felsigen Ufern und dem sanften Wellenschlage. Ich glaube auch, dass der Aufenthalt auf diesen Inseln erfrischend und gesund ist, und sowohl dem Botaniker wie dem Zoologen hohes Interesse einflössen müsste, da die Fauna, speziell die Ornis, mannigfach und ungemein reichhaltig ist.

Die Eingeborenen sind Wawuma, ein harmloses, freundliches und schüchternes Völkchen, das auf jeder Insel seinen eigenen Sultan besitzt. Desselben Stammes wie die Waganda sind diese Leute nicht, mehr gleichen sie den Wassoga. Sie sind auch nicht identisch mit den Bewohnern der Sesse

Inseln, die ebenfalls eine eigene Sprache reden, aber den Waganda ähnlicher sein sollen. Lange Zeit haben die Inseln dem Könige von Uganda erfolgreich Widerstand geleistet, und erst in jüngster Zeit sind sie unterworfen worden.

Länger möchte ich bei diesem Völkchen nicht verweilen, und gleich zu Uganda übergehen. Hier harrte meiner zunächst eine neue Enttäuschung: meine Lasten waren nicht eingetroffen, und es war auch nichts über dieselben bekannt. Der endlich in Mwansa fertiggestellte kleine Dampfer war bei der allerersten Probefahrt sofort auf Felsen gefahren und untergegangen, und Kanoes waren zur Zeit in Uganda schwer erhältlich. Ich war also ungemein erfreut, als der Commissioner, Mr. Berkeley, so liebenswürdig war, das Stahlboot für mich nach Bukoba zu senden. Es brachte aber nur die Hälfte, der andere Teil war trotz der langen Zeit nicht einmal von Mwansa nach Bukoba geschafft worden, war daher für mich verloren.

In Uganda verweilten wir über einen Monat, bald in Ntebi, bald in Mengo, und überall begegneten mir die englischen Offiziere mit der denkbar grössten Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Ich hatte so Gelegenheit, die einschlägigen Verhältnisse in politischer und sozialer Beziehung eingehend zu studiren.

In Betreff Ugandas, so schwanke ich, ob ich hierüber eingehend berichten soll. Uganda ist ein Land, das schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit Europas auf sich gelenkt, das durch seine alte Kultur, seine Geschichte und durch die jüngeren Religionskriege, wenn ich dieselben so bezeichnen darf, das allgemeine Interesse in Anspruch genommen hat. Ich dürfte daher vielleicht nicht in der Lage sein, den Eingeweihten thatsächlich Neues zu bieten. Ausserdem waren die Wochen meines Aufenthaltes dort zu kurz, als dass ich für mich das Recht in Anspruch nehmen dürfte, die Verhältnisse vollkommen zu durchschauen. Allerdings habe ich mich redlich bemüht, meine Zeit so nützlich wie möglich anzuwenden, und haben die massgebenden Persön-

lichkeiten die Güte gehabt, mich soviel wie möglich über alles zu unterrichten. Aber es ist begreiflich, dass es um so schwerer ist, in ein Volk einen Einblick zu gewinnen, je näher es der Kultur gerückt ist, und je mehr die Errungenschaften der Civilisation mit den ursprünglichen Gebräuchen verwebt sind. Wenn daher schon ein kurzer Aufenthalt in einem der Kultur noch nicht eröffneten Volke kaum genügt, auch nur oberflächlich in dasselbe einzudringen, wieviel mehr muss dies bei Uganda der Fall sein. Wenn ich trotzdem länger bei diesem Lande verweile, so geschieht dies einerseits, weil Uganda mich persönlich lebhaft interessirte, andererseits, weil es meine bisherigen Mittheilungen vervollständigen und die Verschiedenheit des Kulturzustandes der einzelnen Völker beleuchten wird. Natürlich kann ich nur einzelnes, vielleicht nur das, was mich selbst am meisten interessirte, herausgreifen. Verschiedene Kenner des Landes haben Uganda beschrieben; aber es ist einige, wenn auch nur wenige Jahre her, und gerade diese letzten sollen eine grosse Veränderung hervorgebracht haben, es waren Jahre emsiger Thätigkeit seit Begründung des Protektorates. Daher mag dann das eine oder andere neu erscheinen und dazu beitragen, der Thätigkeit der Engländer die Anerkennung zu zollen, die man ihnen nicht vorenthalten kann.

Interessant und eigenartig war zunächst unser Empfang beim Könige, der jeden Montag grosse Barasa abhält. Ich hatte meinen Besuch Mwanga angekündigt, und dieser hatte die nötigen Vorbereitungen getroffen. Man durchschreitet, wenn man die breite Strasse verlassen, die an beiden Seiten durch Gitter aus hübschem Flechtwerk eingefasst ist, 3 oder 4 Hofräume, in denen je 2 Posten ihre Vorderlader präsentieren, und gelangt abermals in 3 weitere Umzäunungen, angefüllt mit Knaben, den Stuhlträgern der Würdenträger. Nochmals giebt es 2 Vorräume, in denen die niedrigen Hofchargen Spalier bilden; schliesslich ist man glücklich in dem letzten angelangt, an dessen Ende die Empfangshalle sich befindet. Dort haben Soldaten des Königs Aufstellung ge-

nommen, präsentieren in recht hübscher Weise das Gewehr, und zugleich beginnt das Musikchor des Königs zu konzertieren. Glücklicherweise dauerte dies nicht lange. Das Orchester besteht lediglich aus Trommeln verschiedener Grösse und Hörnern, die gemeinsam einen lebhaften Lärm vollführen, der jedoch das Ohr nicht allzu unangenehm berührt, bei aller Intensität nicht übermässig laut ist.

In der Empfangshalle, einem grossen aus Holz und Bambus erbauten Raume, trafen wir den König, der, nachdem er uns begrüsst, auf einem europäischen Sessel Platz nahm. Wir setzten uns neben ihn, und tauschten in Suaheli die erforderlichen einleitenden Liebenswürdigkeiten aus. Der König nahm die Mitte der rückseitigen Wand ein; zu beiden Seiten der katholische und der protestantische Premier-Minister, und dann folgten die Würdenträger, je weniger hoch im Range, desto weiter entfernt. Alle in tadellos schneeweisse Tücher gehüllt, sassen sie in Reihen neben und hintereinander, die nächsten auf Schemeln, die übrigen auf dem Boden. Vor dem Könige lag der „Geheiligte Teppich“, den nur sein Fuss berühren darf. In früheren Zeiten traf den Unvorsichtigen, der ihn betrat, unfehlbar der Tod. Heute, wo dies den Wünschen der Engländer weniger entspricht, würde die Strafe wohl kaum mehr verhängt werden; immerhin wird jeder sich hüten, den Teppich zu betreten, und auch wir wurden vom Könige sofort gebeten, es zu vermeiden, um seinem Ansehen nicht zu schaden. Mwanga ist heute ein Mann von 32 Jahren, von angenehmem, intelligentem Aeusseren und guten Manieren, der emsig bestrebt ist, europäische Kultur anzunehmen, sowohl für sich selbst wie für sein Land. Nach kurzer Unterhaltung überreichten ihm meine Askari die Geschenke, arabische Schwerter, Dolche und goldgestickte Mäntel, und nachdem die erforderliche Befriedigung hierüber ausgedrückt worden, verabschiedeten wir uns, um beim Hinausschreiten mit denselben militärischen Ehren und demselben Lärm begrüsst zu werden. Alsdann eröffnete der König die Barasa, um seinen Unterthanen Recht zu sprechen.

In früheren Zeiten ist Mwanga nicht gerade ein Vorbild grosser Milde und Sanftmut gewesen, und die Zahl der abgeschnittenen Köpfe, Ohren und Nasen mag unzählbar gewesen sein; dann aber als Christ durch den Einfluss der Missionare hat er sich wenigstens äusserlich gebessert. Ich glaube nicht, dass er das Christentum allzuernst genommen, jedenfalls ist er heute Katholik, morgen Protestant gewesen, je nachdem das eine oder das andere als politisch wünschenswert erschien. Nun, seit 3 Jahren, hat er den letzteren Glauben beibehalten, trachtet mit aller Kraft nach europäischer Kultur, und da er intelligenter Natur und seinem Volke an Verstand überlegen ist, wird ihm dies nicht schwer. Er benimmt sich mit ruhiger Würde, überaus, ja ängstlich bestrebt, nichts zu thun, was bei einem Europäer Anstoss erregen könnte. Seine Minister folgen dem Beispiele und stehen kaum hinter ihm zurück. Je mehr man aber nach unten herabsteigt, umso mehr hört die Civilisation auf, von der das eigentliche Volk kaum mehr als das Wort kennt. Alles ist das Resultat der letzten Jahre gewesen. Ich glaube, dass man unterscheiden muss, zwischen der eigentlichen Kultur des Volkes vor dem Eindringen der Europäer, zwischen der Thätigkeit der Missionare, die ca. 15 Jahre zurückdatiert, und zwischen derjenigen der englischen Behörden, hauptsächlich unter dem Protektorate in den letzten 4 Jahren. Die alte Kultur, wenn man von einer solchen reden darf, scheint fast 300 Jahre alt — so weit reicht die Tradition —, soll sich aber auf eine innere Organisation beschränkt haben, die über die übrigen afrikanischen Völker weit hinausragt, ferner auf eine grosse Zahl innerer Gesetze. Mit den Missionaren ist sowohl das Christentum in das Land gekommen, als auch die Kenntnis des Lesens und Schreibens, dessen sich die obersten Schichten des Volkes mit Eifer bemächtigt haben; heute korrespondiert wohl jeder aus der Umgebung des Königs in Kisuheli und Kiganda.

So vorbereitet, haben die englischen Beamten des Uganda-Protectorates das Land vorgefunden, und keinen Augenblick

verloren, mit der weiteren Kultivierung des Landes zu beginnen, zunächst der höchsten Schichten der Bevölkerung, um von der Spitze aus ein weiteres Umsichgreifen früher oder später mit Recht zu erwarten. In diesem Stadium befindet sich das Land heute. Man war viel zu klug, den König seiner Macht zu berauben, um auf diese Weise in direkten Verkehr mit den wohl eine Million und mehr zählenden Unterthanen treten zu müssen; man hat dem Könige seine Macht und sein Ansehen gelassen, ihn sogar, wo man konnte, gestützt. So ist aus ihm ein soweit möglich gefügiges Werkzeug geworden, und man regiert durch ihn das Land und seine Bewohner. Allwöchentlich findet in der Boma, ebenso wie beim Könige selbst eine Barasa statt. Hier werden diejenigen Fragen der Entscheidung des europäischen Verstandes vorgelegt, die dem Könige allein zu schwierig erscheinen, und es wird über das Wohl und Wehe des Landes beraten. Zweifellos war es eine grosse Errungenschaft, den König zu veranlassen, allwöchentlich mit seinen sämtlichen Würdenträgern zu dieser Barasa zu erscheinen und ihm die absolute Ueberzeugung beizubringen, dass die Engländer das Wohl seines Landes im Auge haben, ihm Vertrauen zu ihnen einzuflößen. Es war eine schwierige Aufgabe, zu deren Lösung viel Takt und Erfahrung in afrikanischen Dingen gehörte, Eigenschaften, die Mr. Wilson in seltenem Maasse besitzt.

Wir wohnten der Barasa in der Boma bei, und nach derselben machte uns der König seinen Gegenbesuch. Ich muss zu meiner Beschämung gestehen, dass der König viel besser Kisuaheli sprach wie ich; dafür trank er aber auch den sämtlichen Kakao aus und ass unglaubliche Mengen von Kakes, während er den Rest unbemerkt in seinen Taschen verschwinden liess. Er hatte eine erstaunlich gute Idee von Geographie, vermochte in Europa thatsächlich verschiedene Reiche zu unterscheiden, ebenso wie er über die einzelnen Länder und Orte Afrikas bis zur Küste hin orientiert erschien.

Mengo ist heute ein grosser Ort; in der Mitte, auf einer alles übersehenden Anhöhe, Campala, lag bisher die Boma und die Wohnung des Vizekonsuls. Gerade wurden die Befestigungen niedergerissen, der Platz sollte für die Civil-Verwaltung reserviert und die Befestigungen auf einem anderen Hügel erbaut werden. Blickt man von Campala aus im Umkreise umher, so sieht man Ansiedelungen und Hütten, soweit das Auge reicht. Hier und dort ragen grosse Gebäude, die Sitze der protestantischen und katholischen Missionen, aus dem Bananenhaine hervor, und dazwischen liegen die Hütten der Eingeborenen. Strahlenförmig von dem bisherigen Fort nach allen Seiten hin führen schöne gerade Wege, wohlgebaut und von einer Breite, auf die man in Europa mit Neid blicken würde, eingefasst durch neuerdings eingeführte Eukalyptus, oder das charakteristische Bambusgeflecht. Zu beiden Seiten des Forts sind grosse Ansiedelungen der Sudanesen-Soldaten, der vielen ansässigen Suaheli und der indischen Händler, tadellos saubere, in rechtwinklige Querstrassen geteilte Stadtviertel. Es ist ein Gesamtbild grösster Ordnung, und in Afrika ungewohnter Ausdehnung. Verschiedene Inder haben neuerdings Stores eröffnet, und in nicht allzulanger Zeit wird man in Mengo in der Lage sein, manche Bedürfnisse europäischer Kultur, wenn auch zu ungeheuren Preisen, erwerben zu können.

An zwei verschiedenen Plätzen findet täglich Markt statt. Gedeckte Verkaufsstellen sind errichtet, und Askari sorgen für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Die Verkäufer bestehen meist aus Weibern und Kindern der Soldaten, und man hat Gelegenheit, einen interessanten Einblick in das Leben der Sudaner zu thun. Es sind sämtlich alte Truppen Emin Paschas, die mit Weib und Kind im Lande geblieben sind und in fesselnder Vermischung mit den Waganda ein hübsches Bild bieten. Der Markt zeigt nicht viel Auswahl an Produkten, Tembe, Bananemehl, süsse Bataten, Fleisch, Fische, roten Pfeffer, getrocknete Ameisen, geflochtene Matten und Körbe, Tabak u. s. w.

Die Waganda unterscheiden sich angenehm von den meisten übrigen afrikanischen Völkern; sie verunstalten Gesicht und Hände in keinerlei Weise und tragen auch keinen Schmuck. Das Haar wird einfach kurz geschoren, und als Kleidung dient das Uganda-Zeug aus gestampfter Feigenbaumrinde, von brauner oder rötlicher Farbe. Bei Männern und Frauen verhüllt es so ziemlich den ganzen Körper. Hals- oder Armschmuck aus Perlen oder Draht sah ich nie. Solche Einfachheit berührt sympathisch; sie stammt jedenfalls nicht aus der Armut her, sondern weil man den Schmuck verschmäht. Dabei wird der Körper ohne Anwendung von Fett oder Oel vorzüglich gepflegt. Ein Manicure oder Pedicure würde die lohnendste Beschäftigung finden, da man grossen Wert auf Hände und Füsse legt. In letzter Zeit ist das einheimische Zeug teilweise durch weisses Tuch verdrängt, jedoch nur bei den Wohlhabenden, nicht beim eigentlichen Volke. Seidene Stoffe in jeder bunten Ausführung, sowie Teile europäischer Kleidung sind ungemein beliebt. Es ist natürlich, dass von englischer Seite solches befürwortet wird, es hebt Import und Handel, und thatsächlich soll sich die Einfuhr im Eingeborenhandel in den letzten 3 Jahren um das sechsfache gehoben haben. Ich zweifle nicht, dass in weiteren Jahren dasselbe der Fall sein wird, und wenn auch der Export nicht gleichen Schritt wird halten können, so werden durch Ausdehnung des englischen Einflusses und des Binnenhandels stets neue angrenzende Gebiete dem Elfenbein eröffnet. Die Zahl der in Uganda und Unjoro, sowie der Umgebung dieser Länder lebenden Elefanten ist eine recht grosse, daher eine Abnahme für die nächste Zukunft noch nicht zu befürchten, ganz abgesehen von dem bei den Eingeborenen aufgestapelten toten Elfenbeine.

Um stets eine Einwirkung auf die verschiedenen Teile des Landes ausüben zu können, ist durch ein Gesetz die Staatsverfassung in Uganda neuerdings so geregelt, dass abwechselnd die Häuptlinge und die entsprechenden Unterhäuptlinge je 4 Monate in Mengo anwesend sind. Es ge-

schieht dies so, dass in den ersten 4 Monaten mit den eigentlichen Fürsten die wichtigen Fragen im Rate erledigt werden, während ihre Vertreter regieren. Sodann in der nächsten Periode führen die ersteren die Reformen in ihren Ländern durch, während die Unterfürsten in Mengo zu Rate sitzen; es ist also eine dauernde Folge geschaffen. Was so geleistet werden kann, ersieht man am besten daraus, dass, um die Lasten zu Wasser möglichst nahe an Mengo heranschaffen zu können, auch mit Rücksicht auf die demnächstigen Dampfboote auf dem See, Mr. Wilson den König veranlasst hat, einen Kanal zu bauen, der von der Mengo am nächsten liegenden Stelle der Bucht ausgeht, und bei der Residenz endigt. Heute ist dieser Kanal zweifellos fertiggestellt und wird genügen, einem kleinen Dampfboote die Durchfuhr zu gestatten. Es ist eine ungeheure Arbeitsleistung der Waganda, wenn man ihre primitiven Werkzeuge berücksichtigt und bedenkt, dass 1000 Arbeiter ununterbrochen an dem Bau beschäftigt waren. Der Kanal ist ein Zeichen der Intensität, mit welcher die Engländer die Civilisation Ugandas in Angriff nehmen, und ferner dafür, wie der König Hand in Hand mit ihnen an dem gemeinsamen Werke arbeitete. Da mich begreiflicherweise der Kanal sehr interessierte, so fuhr ich durch denselben und die Murchison-Bay nochmals zurück nach Ntebi auf dem grossen und schönen Kanoe, das der König mir für die Zeit meines Aufenthaltes zur Verfügung gestellt. Diese Uganda-Fahrzeuge sind so leicht und dünn wie möglich, dabei mit 30 bis 40 Ruderern bemannt, und diese verstehen ihre kurzen herzförmigen kleinen Ruder so musterhaft zu gebrauchen, dass man mit fast unglaublicher Schnelligkeit über das Wasser dahinfliegt.

Ntebi am Ufer des Sees ist lediglich Sitz des Commissioners von Uganda mit seinem Stabe, und ist ein reizend gelegener Komplex von kleinen Häusern und den Hütten der dort stationierten Askari. Unmittelbar am Wasser liegt das Haus Mr. Berkeley's, und etwas höher in gerader Linie der Strasse entlang die kleinen Gartenhäuschen der übrigen

Europäer, alle mit reizendem Blick auf den See. Eine Eingeborenen-Niederlassung ist hier nicht, und so herrscht dauernd eine genussreiche Ruhe. Uns hatte man ein kleines Haus angewiesen, und wir richteten uns so wohnlich wie möglich ein. Es war eine Zeit wohlthuender Stille, und auf der Vorterrasse sitzend vermochte ich den ganzen Tag den Blick über den blauen See dahinschweifen zu lassen. Nur zu gerne verblieb ich dort die Zeit, die erforderlich war, meine Lasten von Bukoba heraufzuholen. Inzwischen unternahm ich einige interessante Flusspferdjagden in meinem hübschen Kanoe. Auch mehrere offizielle Dinners wurden mittlerweile von den englischen Offizieren veranstaltet, und stets wurde bei denselben das Hoch auf den deutschen Kaiser ausgebracht. Später, in dem nichtoffiziellen Teile, sangen wir dann, schöner wie die Koryphäen des Berliner Wintergartens, alle nur denkbaren hochmusikalischen Lieder, und es war staunenswert, wie unerschöpflich hierin das Repertoire. Ich glaube, es kam sogar vor, dass ich hier im innersten Afrika recht vergnügt nach Hause ging, wirklich nach Hause in mein kleines Holzhäuschen, und die Abende bewiesen mir, wie sehr die Engländer es verstehen, wenn sie wollen, ohne den Aufwand grosser Mittel hier draussen den höchsten Grad der Munterkeit und Gemütlichkeit zu erreichen.

Soviel wie möglich wird augenblicklich Ntebi verschönert, um das Hauptquartier würdig zu gestalten. Man hatte damit begonnen, aus dem Leimboden des Sees Ziegel herzustellen, und indische Arbeiter brannten sie in einem eben fertig gewordenen Ofen. Gerade kürzlich schrieb man mir, dass es vorzüglich gelungen sei, und nun ist man einen grossen Schritt weiter, alle Häuser können aus Ziegeln hergestellt werden, was gesundheitlich ungemein wertvoll ist. Ausserdem kann man dem Könige Mwanga ein europäisches Haus bauen, wodurch wieder weiter die Bedürfnisse gesteigert und der Handel gehoben wird.

Nur zu oft zerstören in Uganda religiöse und politische Verwickelungen das Civilisationswerk. Zunächst nach Ein-

führung des Christentums waren es die politischen Kämpfe zwischen der mohammedanischen und christlichen Partei, die im Lande wüteten, und als die Mohammedaner endgültig besiegt und getrennt am Westufer des Sees angesiedelt worden, begann der Streit der christlichen Konfessionen untereinander, und raubte dem Lande den Frieden. Die französisch-katholische Partei stand der protestantisch-englischen schroff gegenüber, und Mwanga schloss sich bald der einen, bald der anderen an, je nachdem es ihm politisch ratsam dünkte, und abwechselnd wurden die religiösen Streiter vom Glücke begünstigt. Endlich, mit dem energischen Eingreifen der Engländer, klärte sich die Situation zu Gunsten der Protestanten. Nun herrschte seit einigen Jahren Frieden.

Unmittelbar nach meinem Abmarsche aus Uganda jedoch scheinen neue Verwickelungen zwischen der Verwaltung und Mwanga entstanden zu sein, jedenfalls war der letztere gezwungen, auf deutsches Gebiet zu flüchten. Einzelheiten hierüber, sowie über die Person des neuen Königs stehen mir leider nicht zur Verfügung. Die Uganda-Frage trat nach einigen Kämpfen zwischen der Königs-Partei und den englischen Truppen bald in den Hintergrund durch den Aufstand der englischen Sudanesen selbst. Verschiedene mir bekannte Offiziere fielen leider dieser Bewegung zum Opfer, die auch ihrerseits bald eine Erledigung gefunden zu haben scheint. Nun hören wir, dass einerseits die gefangenen sudanischen Meuterer aus Ussoga geflohen, andererseits Mwanga das deutsche Gebiet wieder verlassen hat, und es ist sehr zu befürchten, dass neue kriegerische Verwickelungen bevorstehen. Uganda ist in der Lage, 20 000 Krieger in kurzer Zeit ins Feld zu stellen, und von diesen sind zweifellos 9000 mit Vorderladern bewaffnet, wenigstens war diese Zahl registrierter Flinten bei meiner Abwesenheit vorhanden. Glücklicherweise ist natürlich mit der gesamten Macht nicht zu rechnen, da das Land stets in zwei Parteien gespalten ist, und England sich der einen Partei bedienen wird, um die andere zu bekämpfen. Immerhin kann es viel Blutvergiessen kosten,

sollte es thatsächlich zum Kriege mit den aufständischen Sudanesen und der Partei Mwangas kommen, was leider unabwendbar erscheint. Bis zu einem gewissen Grade erleichtert wird die Situation durch die nun wohl bis Kikuju reichende Eisenbahn von Mombassa aus, die in der Lage sein dürfte, Truppen über den wasserlosen und ungesunden Küstenstrich hinweg zu befördern, wodurch, abgesehen von den sanitären Vorteilen, eine Zeitersparnis von mindestens 1 bis 2 Wochen erreicht wird. Ist eines Tages die Bahn vollendet, so gehört Uganda als afrikanischer Eingeborenen-Staat mit seinen Eigenarten der Vergangenheit an; alsdann wird das Civilisationswerk rapide voranschreiten. Die Bahn ist in erster Linie eine strategische, sie soll Uganda zum Operationszentrum der englischen Interessen machen, zweifellos auch unter Berücksichtigung der Anspruchstitel auf den oberen Nil. Wirtschaftlich kommt sie erst in zweiter Linie.

Etwas ist schon der Einfluss in Unjoro erhöht, dessen König Kabarega auf die andere Seite des Nils entflohen ist, aber von dort unausgesetzt Schwierigkeiten verursacht. Es sind im Norden von Unjoro drei Stationen errichtet worden, die es den östlich vom Nil wohnenden Stämmen im Norden des Massangi ermöglichen, eine schon länger angestrebte Verbindung zu realisieren. Bisher war es eine thatsächliche Unmöglichkeit, da die Abgesandten, sowie auch die den Engländern freundlichen Häuptlinge häufig der heimlichen Rache Kabaregas zum Opfer fielen.

Ich möchte nochmals auf die Bahn zurückkommen. Dieselbe war am 18. März, als ich ihren derzeitigen Endpunkt in Maji ya Chumvi erreichte, 31 Meilen weit im Betriebe und täglich zirkulierte ein Zug, der den Arbeitern Wasser und Betriebsmittel zuführte. Als Arbeiter wurden zur Zeit 1000 Inder und einige Suaheli verwandt, da es ungemein schwierig ist, zu irgend welchen Arbeiten in Ostafrika eingeborene Kräfte heranzuziehen. Die Inder, die an das dortige Klima nicht gewöhnt sind, litten beträchtlich

unter dem Einflusse desselben, und stets war die Hälfte arbeitsunfähig. Die Verhältnisse werden sich günstiger gestalten, wenn erst die höher gelegenen Gebiete erreicht sind, wo man wesentlich weniger mit dem Fieber zu rechnen haben wird. Die Terrainschwierigkeiten werden hingegen zunehmen, wenn man von Kikuju aus auf die Höhe hinauf muss, und später gar in dem Mau-Departement über 2500 Meter wird ersteigen müssen. Es wird sich aber überwinden lassen, wie dies die Ochsenwagenstrasse zeigt, die bereits von Mombassa bis Kavirondo fertiggestellt ist und die bei geringem Kostenaufwande, nämlich 15000 £, hiervon 10000 Anlagekosten und 5000 lebendes und totes Inventar, tatsächlich meisterhaft durchgeführt erscheint. Die Wagen sind je nach dem Gelände mit 2 bis 6 Zugtieren bespannt, waren damals bereits im Betriebe, und die erhoffte Vereinfachung des Betriebes herbeigeführt. Zu Beginn des Jahres 1897 begannen allerdings erst die Versuche, und hatte man viel mit Krankheiten des Zugviehes zu kämpfen. Der Bau des Weges, der von dem nunmehr verstorbenen Kapitän Sclater unternommen worden, hat somit geringe Kosten verursacht und ist in jeder Beziehung, wie mir scheint, nachahmenswert. Für den Warentransport würde die Strasse ausreichend gewesen sein, da mit einer Ausfuhr von Uganda in grossem Massstabe noch nicht zu rechnen ist. Es wird noch manche Jahre dauern, ehe die Bahn, die in Port Viktoria in Kavirondo münden soll, fertiggestellt ist. Betrachtet man die wirtschaftliche Bedeutung, so ist allerdings eine hohe jährliche Ersparnis an Transportkosten von Uganda zur Küste und umgekehrt vorhanden, aber die Hoffnungen, die Bahn lukrativ gestalten zu können, liegen für absehbare Zeiten in der Zukunft. Einige wenige Züge würden ausreichen, den gesamten Jahresexport an Elfenbein zur Küste zu befördern.

Ich glaube nicht, dass wir in Deutschland den Bau dieser Bahn zu bedauern haben, da sie es uns ermöglichen wird, durch dieselbe Waren jeglicher Art nach Bukoba oder

Mwansa bedeutend schneller und billiger zu erhalten, wie dies heute der Fall sein kann. Es ist nicht anzunehmen, dass die Engländer irgend welche Schwierigkeiten bereiten werden. Es ist dann das Verhältnis das umgekehrte wie heute. Zu meiner Zeit war es billiger, Waren von der deutschen Küste über Tabora, Mwansa, Bukoba nach Uganda zu befördern, als auf dem Wege von Mombassa. Tausende von Lasten lagerten zur Zeit für englische Rechnung am Südufer des Sees. Später nun werden wir unsere Stationen über Uganda verpflegen. Wir haben dann die Annehmlichkeiten eines verbilligten Transportes ohne die enormen Kosten eines eigenen Bahnbaues. Dass der Handel, der bisher über das Südufer des Sees und Tabora zur deutschen Küste führt, sodann nach Uganda abgelenkt wird, ist für die südlichen Bezirke kaum zu befürchten, da der eingeborene Afrikaner zu konservativ veranlagt ist, den einmal bekannten Weg mit einem neuen zu vertauschen. Unsere Karawanenstrasse über Tabora wird also kaum eine Einbusse erleiden. Es ist hingegen empfehlenswert, den Dampferbetrieb auf dem See zu vergrössern. Anfang 1897 gab es überhaupt kein Dampfboot; das kleine für englische Rechnung in Mwansa hergestellte scheiterte, wie schon erwähnt, sofort, und es wurden für die allernächste Zeit 2 weitere kleine englische Fahrzeuge erwartet. Sie sollen vom Endpunkte der Bahn in Kavirondo den Weitertransport nach Uganda übernehmen. Natürlich wird die Fertigstellung der Bahn die Machtentfaltung der Briten im Herzen von Afrika fördern, aber es hat dies wohl lediglich eine Spitze nach Norden, kaum nach Süden.

Was die wirtschaftliche Bedeutung Ugandas betrifft, ob es gerade ein besonders fruchtbares und reiches Land ist, vermag ich kaum zu entscheiden. Ich glaube nicht, dass es in dieser Beziehung irgendwie hoch über den angrenzenden Ländern steht. Die Hauptnahrung der Eingeborenen sind Bananen, und diese allerdings schenkt die Natur in überreicher Menge. Früher haben die Waganda Vieh in grosser

Zahl besessen; die vielen auf einander folgenden Kriege und inneren Fehden haben dasselbe jedoch dezimiert, und heute ist der Viehreichtum unbedeutend. In einer einzigen kurzen Periode des Friedens und der Ruhe wird er sich bald zu früherer Höhe wieder erheben. Ich möchte hier erwähnen, dass man bei näherer Beobachtung in Uganda zwei verschiedene Typen der Bevölkerung wahrnehmen wird. Neben den Waganda, die durch ihr Aussehen und ihre Sprache sich als Bantu kennzeichnen, bemerkt man edler geschnittene Gesichter, solche, die an das nordöstliche Afrika erinnern; es sind die in grosser Zahl vor langer Zeit eingewanderten Galla, deren Frauen ihrer Schönheit und sonstigen Eigenschaften wegen sehr begehrt werden und die hierdurch eine teilweise Verschönerung der Rasse bewirkten. Ich erwähne es, weil eben diese Galla ihren Gebräuchen treu geblieben sind, den Ackerbau verschmähen und sich lediglich mit dem Hüten und der Aufzucht des Viehes beschäftigen. Dass der Boden im stande ist, die verschiedensten Produkte hervorzubringen, hiervon mich zu überzeugen hatte ich Gelegenheit. Reis wird seit mehr wie 20 Jahren angebaut und ist von vorzüglicher Qualität. Weizen befindet sich noch im Anfangsstadium, scheint jedoch auch zu gedeihen, und aus Zuckerrohr wird Syrup für den Eingeborenen-Gebrauch gewonnen. Schliesslich wächst Mais in veredelter Form, und Versuche, die Mr. Wilson mit europäischen, asiatischen, amerikanischen und australischen Nutz- und Zierpflanzen angestellt, gaben durchweg befriedigende Resultate.

Von Uganda aus beabsichtigte ich zunächst die Nilquellen, d. h. den Ausfluss des Nils aus dem Victoria-See mit den Ripon-Fällen anzusehen, und in der englischen Station Lubbas Quartier zu nehmen. Zu Lande beansprucht die Reise von Campala bis dorthin 5 Tage. Um Zeit zu sparen und zugleich die Ufer des Sees genau kennen zu lernen, wollte ich nochmals das Stahlboot benutzen; ich hoffte so in 2 Tagen Lubbas zu erreichen. Es kam jedoch wesentlich anders, und nach 5 Tagen schaukelten wir noch

auf dem See im Boote, das durch die grässliche Hitze, Einförmigkeit und Langsamkeit der Bewegung anfang, mir unympatisch zu werden. Wir hatten absolut keinen Wind und konnten aus der Murchison-Bay nicht heraus. Eine kleine Entschädigung ist der Blick auf die Ufer, der manchmal entzückend ist. Hoher dichter Urwald wechselt ab mit grünen Wiesen, Felspartien und einzelnen mit blühenden Schlingpflanzen überwucherten Bäumen. Dazwischen liegen kleine Bananenhaine und die zerstreuten Hütten der Waganda. Auf einer kleinen Insel hatte ich überdies ein komisches Renkontre mit einem Flusspferde, das beinahe recht tragikomisch ausgelaufen wäre. Ein angeschossenes Tier verfolgte mich auf dem Lande so hartnäckig trotz seiner scheinbaren Ungewandtheit, dass ich in den dichten Uferstauden eine Rettung schon fast für ausgeschlossen hielt. Es war übrigens, abgesehen von einem mir feindlich gesinnten Nashorne in der Athi-Ebene, das einzige Mal, dass meine Jagdpassion mich fast der Freude beraubt hätte, heute über diese kleinen Abenteuer berichten zu können. Es ist nur ausnahmsweise, dass man durch Flusspferde auf dem Lande in Gefahr gerät, während es im Wasser häufig genug der Fall ist. Sind diese Tiere einmal gejagt worden, so gehen sie ohne weiteres zum Angriffe auf Kanoes über und versetzen den Schützen, wie ich es selbst erfahren, manchmal in recht schwierige Situationen.

In Lubbas entliess ich endgültig das Segelbot, und der Abschied wurde nicht allzuschwer von diesem durch die Unmöglichkeit der Trennung liebgewordenen Beförderungsmittel. Es hatte thatsächlich nichts unterlassen, uns in richtiger Würdigung seiner Vorzüge so lange wie thunlich an sich zu fesseln. Hingegen bewegten uns Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit gegen den Commissioner, der dasselbe nunmehr über einen Monat in unseren Dienst gestellt, während in der ganzen Zeit die Gouvernementslasten in Port Victoria ihrer Ueberführung harrten.

Nun benutzte ich Uganda-Kanoes, und so bald wie möglich brachte ich meinen langgehegten Wunsch, die Be-

trachtung der Nilfälle, zur Erfüllung. Sie sind unmittelbar der Ausfluss des Nils aus dem Victoria-See. Nachdem sich die Bucht allmählich mehr und mehr verengt, bildet sie schliesslich ein kleines, rings von bewaldeten Bergen umschlossenes Becken, aus dem der Nil ausströmt. Es sind eigentlich keine tiefen Fälle, vielmehr eine lange Folge von Stromschnellen. Die ersten, die den Ausfluss selbst bilden, verdienen am ehesten noch den Namen eines Falles, sie sind, wenn auch nicht grossartig zu nennen, so doch wundervoll wirkend in ihrer ganzen Umgebung, durch die Romantik der Scenerie und durch die Helle der sie bescheinenden Aequatorialsonne. Zwischen dichten und hochbewaldeten Ufern, durch Felsen an beiden Ufern eingeengt, und zwischen bewaldeten Felsgruppen stürzt der Nil in drei Armen aus dem See herab, kaum mehr als 20 Meter tief, aber mit lautem Getöse ungeheuren Schaum aufwirbelnd. Hieran reihen sich dann unmittelbar eine lange Folge von Schnellen, so weit reichend, wie ich dem Flusse mit den Augen zu folgen vermochte, und stets abwechselnd bildet der Fluss kleine langsam fliessende Ausbuchtungen und schmale über Felsen dahinrauschende Fälle. So differiert die Breite zwischen 200 bis 300 Metern. Zu beiden Seiten sind stets die hohen dichtbewaldeten Ufer, und überblickt man die Scenerie von der Höhe aus, so geniesst man das wundervolle Panorama einer weitreichenden Berglandschaft, bedeckt mit hohem Urwalde, durch den sich ein weisses schäumendes Band hindurchzieht, der Nil, mit seinen ununterbrochen sprudelnden, Schaum aufwirbelnden Katarakten. Die Schifffahrt, selbst mit den kleinsten Booten, ist hier natürlich unmöglich, und 13 Tagereisen weit müssen die Kanoes getragen werden, will man den Nil hinabfahren. Dann auch noch ergibt sich die weitere Schwierigkeit, dass der Verbindungskanal zwischen den beiden kleinen Seen fast das ganze Jahr hindurch verstopft ist. Ebenso reich entwickelt wie die Flora ist die Fauna; zahllose Flusspferde beleben die Bucht, grosse Krokodile liegen auf den Felsen-Inseln oder treiben den Fluss

hinab, und Kormorane oder Ibissee bevölkern die Ufer. Einige Tage lang huldigte ich der Jagd, ehe wir zur englischen Station zurückkehrten.

Die Wassoga scheinen kein einheitliches Volk. Man findet streckenweise eingewanderte Waganda, Wanyoro und Wawuma. In Lubbas überwiegen die letzteren. Vor nicht allzu langer Zeit war Ussoga noch bewohnt von den Wakavirondo, die dann allmählich südwärts gedrängt wurden durch die Einwanderung der drei genannten Stämme. Es scheint sich allmählich eine Sprache herangebildet zu haben, die sich von den benachbarten unterscheidet, jedoch manches gemein hat mit Kivuma, Kiganda etc.

Ussoga ist Uganda tributpflichtig und wird von mehreren Häuptlingen regiert, wovon fünf die bedeutendsten sind. Das Land ist ein einziger grosser Bananenhain, vollkommen bedeckt mit Bananenpflanzungen. Die Wassoga färben den bekannten Holzfaserstoff grau und schwarz, d. h. nicht ein und dasselbe Stück in verschiedenen Farben, sondern entweder ganz grau oder ganz schwarz. Es wird erreicht, indem man das Zeug in den Morastboden des Sees einstampft und dann trocknet.

Die Wassoga, Männer und Frauen, tragen wieder den Schmuck, den die Waganda verschmähen. Beide Geschlechter haben gleichmässig am Fuss oder Handgelenk schwere Eisen- oder Messingringe, die nicht angeschmiedet, sondern nur angeschweisst werden. Die Frauen sind in ihrer Anschauung von Decenz wieder eine Etage hinunter geraten unter die Waganda; während diese sich bis zum Halse in Stoff hüllten, thun es die Wassoga-Frauen nur noch bis zum Gürtel. Aber ob wohl die Moral der Völker im Verhältnisse steht zu ihrer Decenz und der Kleidung? Ich glaube kaum. Wenigstens soll die Moral der Wakavirondo-Frauen, die nur mit einer Quaste oder mit einer Tabakspfeife bekleidet sind, höher stehen wie diejenige der Waganda und Wassoga. Ethnographisch ist Ussoga ebensowenig rein wie ethnologisch. An Speeren findet man sowohl die aus Norden stammende

leichte Form, von der ich noch nicht genau weiss, von wo sie herkommt, und auch solche aus Uganda. Die Schilde sind in der Machart fast die gleichen wie in Uganda, jedoch mit langen Ziegenhaaren garniert. Ueberhaupt lieben es die Wassoga, besonders in früheren Zeiten war dies der Fall, Waffen und Musikinstrumente mit den schönen langen schwarzen oder weissen Ziegenhaaren zu verzieren. Woher nun die Sitte des Tragens der massiven Messingringe stammt, habe ich bis heute noch nicht eruieren können. Solche um das Armgelenk gehämmerten Reife hatte ich in den Ländern des Inneren lediglich bei den Waschagga am Kilimandscharo bemerkt. Dort waren sie allerdings aus Blei. Aber wie bemerkt sind die Wassoga kein reines Volk und scheinen überdies stark durch sudanische Formen beeinflusst zu sein.

Von Lubbas dachte ich direkt per Kanoe nach Port Victoria zurückzukehren, jedoch verlockte mich die Mitteilung von dem Vorhandensein von Büffeln in Wakoli zu einem Abstecher dorthin. Seit der grossen Seuche vor einigen Jahren sind die Büffel in diesem Teile Afrikas fast vollkommen ausgestorben, und bis jetzt hatte ich lediglich von ganz vereinzelt Vorkommen am Baringo-See gehört, wo seit dem Jahre 1892 ein einziger erlegt worden. Ganz langsam hatte sich da ein kleiner überlebender Rest vermehrt und war geschont worden. Es berührte mich also freudig, als ich erfuhr, dass in Wakoli sich seit Jahren Büffel befänden, von deren Vorhandensein noch niemand Kenntnis habe, und ich war dankbar, daas man mir die Jagd auf dieselben gestattete.

Bis zur Küste von Wakoli fuhren wir mit einer kleinen Kanoe-Flottille und verliessen mit 10 solchen Fahrzeugen zu je 20 Ruderern Lubbas. Wenn man die stattlichen, thatsächlich einen hübschen Anblick gewährenden Kanoes betrachtet, so möchte man glauben, eine solche Fahrt sei eine reine Freude, und sie hat ja auch thatsächlich ihre Reize. Aber es treten tausend kleine Unzuträglichkeiten hinzu, entweder setzen die Ruderer unterwegs ganz einfach

einige Bote mit den wichtigsten Lasten an Land, und man kann die Nacht ohne Zelt und Bett zubringen, oder es ist Wind, und alles läuft und spritzt voll Wasser. Immerhin ist erstaunlich, wie diese Fahrzeuge den Wellen zu trotzen vermögen, da die das Boot bildenden Bretter einfach mit Binsen zusammengebunden, und die Öffnungen mit Gras oder Bananenblättern zugestopft sind. Alle Augenblicke geht solch ein Stöpsel heraus, das hereinströmende Wasser wird einfach ignoriert oder ausgeschöpft, und wenn es zu toll wird, das Loch mit Gras zugestopft. Schliesslich aber genügen die Bote doch und stehen jedenfalls als Eingeborenen-Kanoes auf hoher Stufe.

Bei meiner Ankunft war der junge Sultan Msitwa pünktlich am Ufer zur Stelle, und wieder erfreute das nette respektvolle Benehmen, das allen Waganda und Wassoga eigen ist. Ihrem Sultan unbedingt unterwürfig, und in gebückter Stellung beegnend, thun sie dies viel mehr noch dem Europäer gegenüber, mit dem sie niemals in aufrechter Haltung reden, und dem gegenüber sie absolute Ehrerbietung zur Schau tragen, wenigstens dort, wo sie mit ihm vorher in Berührung gekommen. Sie sind dankbar für jede Freundlichkeit und selbst das geringste Geschenk, und offen und zutraulich, wenn man sich näher mit ihnen befasst. Die Erziehung der Engländer war keine schlechte, scheint jedenfalls den Eingeborenen den Europäer von einer vorteilhaft erziehenden Seite gezeigt zu haben.

Hier nahmen wir endgültigen Abschied vom Viktoria-Nyansa, froh, der endlosen Bootfahrt zu entfliehen, und doch schweren Herzens, da uns der See so köstliche Abende auf seinen wundervollen Inseln und an seinen Ufern geboten. So lange hatte ich ihn erstrebt, und nun lag er hinter mir, die Rückreise hatte begonnen.

Zwei Tage weit nach der Residenz Msitwas führt der Weg durch die denkbar üppigste Vegetation. Man könnte wohl am ehesten von Parkvegetation reden, da dichte Baumgruppen mit Unterholz und lichten Stellen abwechseln; aber

alles ist fast zu dicht, zu üppig. Überall zerstreut liegen Bananenhaine und die Hütten der Eingeborenen, alles macht den Eindruck des fruchtbaren und wohlhabenden Landes. Wenn auch die Palmen und Euphorbien, die die See-Ufer einsäumen, verschwunden sind, so entbehrt doch die Natur nicht abermals eines besonderen Reizes. Je mehr man vom See sich entfernt, desto weniger üppig ist die Flora. In der Nähe des Sees bedeckte stellenweise noch Sumpf den Boden, die letzten Überreste der Regenzeit. Auch schienen mir die Witterungsverhältnisse an jeder Seite des Sees verschieden. Während in Kavirondo die Regenzeit Ende November, Anfang Dezember ihren Höhepunkt erreicht und mit Ende Dezember beendigt sein soll, begann sie in Uganda erst bei unserer Ankunft. Besonders in den letzten Tagen und auf dem Boote regnete es so ziemlich allnächtlich, und als wir Lubbas erreichten, erzählte uns der Resident, dass seit Monaten kein Regen gefallen sei, dass er sich dringend nach Regen sehne. Diese Freude sollte er allerdings bald geniessen, denn kaum hatte ich meine Lasten hübsch im Freien auseinandergelegt, als ein Gewitter heraufzog und mir soviel wie möglich verdarb. Als Regenmacher würde ich mir bald einen bedeutenden Namen unter den Eingeborenen machen können; wo ich immer mit meiner Expedition hinkam, begann es zu regnen, manchmal ganz unmotiviert. Wir wurden geradezu vom ersten bis zum letzten Tage der Expedition von Niederschlägen verfolgt, fast ununterbrochen in Sotiko, Lumbwa und Kavirondo. Uganda hat übrigens mehrere Regenzeiten im Jahre, ganz abweichend von den angrenzenden Ländern und den ostafrikanischen Verhältnissen.

Genau am 1. Januar erreichte ich die Residenz Msitwas, so ziemlich 20 Meilen im Norden des Sees in der Mitte von Ussoga. Der Sultan ist ein auffallend kluger Junge von vielleicht 20 Jahren, spricht fließend Kisuaheli und versteht zu leben. Den ganzen Tag raucht er englischen Tabak aus einer kurzen Pfeife, und saugt dazu süßes Bananenbier aus

einem langen Rohre. Zur Bedienung benutzt er lediglich seine Frauen — er hat nur ungefähr 40 — und sie sind wirklich die hübschesten, die ich im südlicheren Afrika gesehen. Vom Gürtel abwärts benutzen sie das schwarz oder grau gefärbte Zeug, das sie durch einen Gürtel des natürlichen roten Stoffes zusammenhalten. Es hebt dies ungemein den Eindruck, der durch die angenehm helle Hautfarbe dieser Galla-Abkömmlinge und die ungewöhnlich schlanken Gestalten ein sympatisch frischer ist.

Musterhafte Ordnung und Reinlichkeit herrscht in Msitwas Residenz. Das ganze Dorf ist mit einer hohen Umzäunung von Bambusstäben eingefasst, und im Inneren sind wieder verschiedene ebensolche Höfe mit den darin befindlichen Hütten. Sein eigenes Haus hat sogar zwei Etagen und ist aus Fachwerk und Bambus erbaut, thatsächlich ein Muster. Die übrigen unterscheiden sich etwas von den Waganda-Wohnungen. Während die letzteren ein vorne überspringendes Dach und nur einen, wenn auch durch sogenannte Vorhänge getrennten Raum besitzen, so hat man hier eine Art Vorhalle, so gross und breit wie die Hütte selbst, und manchmal führt die Veranda rund herum. Den sehr niedrigen Eingang, in den man hineinkriechen muss, und das Aussehen eines aus der Erde hervorragenden dicken Pilzes haben die Wohnungen beider Völker gemeinsam.

Einige Tage konnte ich in Ruhe der Büffeljagd widmen, und meine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Als ich jedoch weiter nach Norden wollte, zeigte sich die Bevölkerung wenig freundlich, und da ich zur Zeit nur drei Soldaten bei mir hatte, also nichts erzwingen konnte, ich mich auch hier nicht für berechtigt hielt, Unruhen hervorzurufen, so sah ich mich veranlasst, die Jagd aufzugeben und nach Kwa-Mumias zurückzumarschieren. An derselben Stelle, wo ich den Büffel erlegt, stiess ich auf einen Elefanten; da es aber ein Weibchen mit seinem Jungen war, mochte ich natürlich nicht schiessen.

In Mumias, nach zweimonatlicher Abwesenheit, fand ich alles in vorzüglicher Ordnung und gutem Gesundheitszustande

wieder. Schillings hatte, nachdem er ein schweres Fieber überstanden, mich gebeten, voraus zur Küste zurück marschieren zu können, und war bereits am 1. Januar mit 65 meiner Leute zu diesem Zwecke aufgebrochen. Kaiser hatte ebenfalls einen kleinen Fieberanfall hinter sich, war aber wieder vollkommen hergestellt.

Ich möchte hier einen kurzen Rückblick auf die Expedition bei ihrer Ankunft und dem bevorstehenden Weitermarsche werfen. Von meinen Leuten war ein Boy gestorben, 15 Träger waren seit dem Abmarsche von der Küste ausgerissen oder zurückgesandt worden, vier wegen Krankheit zurückgeblieben, drei waren unterwegs, einer in Mumias gestorben. Drei meiner Reitesel wurden in Nguruman wahrscheinlich von der Tsetsefliege gestochen und starben, von den Lasteseln hatte der bei weitem grössere Teil Mumias erreicht. Das Vieh war durchweg gesund geblieben. Der Gesundheitszustand in der Karawane war somit ein zufriedenstellender, wenn man bedenkt, dass am Guaso-Nyiro Dyssenterie ziemlich heftig im Lager geherrscht und ein Teil der Träger erkrankt war, wenn man ferner bedenkt, dass wir in der Regenzeit Sotiko passiert und der Marsch nach Ngarnka leicht hätte verderblich werden können. Die Dyssenterie hat, wie ich glaube, deshalb nicht weiter um sich gegriffen, weil ich trotz der Schwäche der Leute täglich weitermarschierte in der Annahme, dass ein stetiger Lagerwechsel vorteilhaft, ein längeres Verbleiben an demselben Orte jedoch leicht hätte gefährlich werden können. Thatsächlich ist kein Mann an der Krankheit gestorben.

Niemand war froher wie Kaiser, endlich Mumias, wo er zwei Monate verblieben, wieder verlassen zu können. Es war ihm nicht möglich gewesen, auch nur auf kurze Zeit sich zu entfernen, da die Verproviantierung der Karawane seine Zeit vollkommen in Anspruch genommen. Die Frucht in Mumias selbst war bald aufgezehrt, und so mussten dauernd kleinere Abteilungen ausgesandt werden, um aus dem südlichen Kavirondo oder Ussoga Lebensmittel zu beschaffen. Diese

Frage ist für das ganze englische Protektorat eine recht schwierige. Thatsächlich giebt es keinerlei Nahrungsmittel auf der ganzen Karawanenstrasse zwischen Kikuju und Kavirondo, also während ca. 20 Tagen. Solchen Verhältnissen unterliegen alle Karawanen; sie werden augenblicklich noch verschlimmert durch die grosse Zahl der Arbeiter an der Eisenbahn und der Ochsenwagen-Fahrstrasse. Das Gouvernement ist also gezwungen, Proviant in grösserer Menge dauernd einzukaufen, und selbst entlegene Gebiete zu diesem Zwecke heimzusuchen.

Die Frage der Verpflegung meiner grossen Karawane machte demgemäss nicht unerhebliche Schwierigkeiten, und zwang mich zunächst meinen ursprünglichen Reiseplan aufzugeben. Ich hatte beabsichtigt, von Mumias aus durch Elgeyo direkt den Baringo See zu besuchen, von dort über Likipia zum Kenia und nach Ndoro vorzudringen, und alsdann erst die Richtung nach dem Kilimandscharo einzuschlagen. Dies musste ich nach eingezogenen Erkundigungen aufgeben, denn in Njemps am Baringo gab es keinerlei Lebensmittel, auf dem Weg zum Kenia ebensowenig, und schliesslich nicht einmal, wie erwartet in Ndoro. Somit war dieser interessante Wege abgeschnitten, eine Mitnahme von Proviant für die lange Zeit wäre unmöglich, eine Trennung der Karawane ebenfalls unzulässig gewesen. Falls ich nämlich beabsichtigt hätte, das Gros der Karawane auf direktem Wege vorauszusenden und mit wenigen Trägern den genannten Weg einzuschlagen, so durfte ich unter den augenblicklichen Verhältnissen der Massai wegen das Gros nicht ohne Askari marschieren lassen, und es blieb mir nach der Schwächung, durch die Schillings mitgegebenen Leute, alsdann nicht genügender Schutz. Somit wurde dieser Plan aufgegeben. Nun dachte ich daran, mit einigen Leuten und allen Askari durch Elgeyo nach Njemps zu gehen, und die Träger zur Station nach Schimoni zu senden, wo ich mit denselben wieder zusammentreffen wollte. Die Verhältnisse sprachen jedoch auch hiergegen. In allerletzter

Zeit waren Schwierigkeiten mit den Kamasia entstanden, die dicht an der Schimoni Station ihre schwer zugänglichen Berge bewohnen, und es war zu offener Fehde gekommen, bei der einige Askari getötet wurden. Es war also unmöglich, ohne starke Bedeckung die Karawane abzuzweigen und ebenso ohne die volle Zahl der Askari das Kamasia befreundete nördliche Elgeyo zu passieren. Dies war im Augenblicke absolut unratsam, umsomehr, als jene Gebiete seit langen Jahren nicht besucht worden. So musste ich mich also entschliessen, auf näherem Wege die Mau-Station zu erreichen, um mich dort über die Möglichkeit der Verpflegung zu orientieren. Zugleich sandte ich 200 Proviantlasten dorthin voraus. Da die neue Karawanenstrasse, die in 9 bis 10 Tagen nach dem Mau-Plateau führt, begreiflicherweise häufig begangen wird, zog ich es vor, einen ehemaligen Karawanenweg einzuschlagen, der an dem Elgeyo vorüber über das Elgeyo-Plateau hinüberführt. Früher lagen die Ansiedelungen der Wakavirondo zu beiden Seiten des Weges. Vor etwa Jahresfrist musste eine Strafexpedition unternommen werden, und die Dörfer wurden zerstört. Die Einwohner haben sich abseits vom Wege wieder angesiedelt, und bevölkern nun hauptsächlich Kabras. Diese äusserste Spitze der Wakavirondo ist auf dem besten Wege, demnächst zu den Massai-Affen gezählt zu werden; einzelne junge Leute bemalen sich nach Massai Art, andere machen Anstrengungen, eine diesen ähnliche Haarfrisur zu erzielen. Uebrigens sind die gesamten Einwohner hier nicht mehr reine Wakavirondo, sondern jedenfalls stark gemischt. Je weiter man nach Norden und Osten kommt, desto mehr ähneln sie den Massai oder Wakuafi.

Hat man Kavirondo verlassen und sich am Elgon vorüber dem Elgeyo-Plateau zugewandt, so muss man, um das Mau-Gebirge zu überschreiten, auf eine ganz beträchtliche Höhe von ungefähr 8700 Fuss hinaufsteigen. In der Nacht dort, gerade an Kaisers Geburtstag, sank das Thermometer unter Null, und gegen Morgen war die ganze Gegend mit

einer weissen Reifschicht bedeckt. Die Wassergefäße zeigten eine dicke Eiskruste. Glücklicherweise überstanden die Träger die Nacht verhältnismässig gut; zwei Lastesel waren jedoch durch den Frost erstarrt. Zweifellos beeinflusste die niedere nächtliche Temperatur den allgemeinen Gesundheitszustand in der Karawane nachteilig. Wir Europäer entbehrten des notwendigen Schlafes durch die ungewohnte Kälte, gegen die man sich in den Zelten nicht zu schützen vermochte, und die Träger und Tiere zeigten eine abnorme Mattigkeit und Widerstandslosigkeit. Es ist allerdings nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass die Leute nachts kaum bekleidet in ihren Zelten lagen, und man den Tieren mit den grössten Anstrengungen kaum Schutz gewähren konnte. Eigentümlicherweise wirkte die Kälte auch auf meine Milchkuhe; die Milch versagte, und es zeigte sich Blutausfluss aus der Nase. Dabei ist die Gegend zweifellos trotz ihrer Höhe nicht fieberfrei.

Das Hügelgelände des Elgeyo ist von rundlichen Formen, ohne sonderlichen Abfall. Daher sind fast alle Bäche bei dem geringen Gefälle Sümpfe. Zur Zeit bestanden, wie schon bemerkt, Verwickelungen mit der Bevölkerung von Kamasia, die Vieh gestohlen und bei der Verfolgung einige Askari überfallen und niedergemacht hatten. Dieserhalb war auch der von uns eingeschlagene Weg nicht sicher, doch war meine Karawane augenscheinlich zu gut bewaffnet, wir blieben unbehelligt. Man hat uns wohl überwacht, denn täglich sahen wir die Spuren einzelner Leute auf dem Wege vor uns.

Von Nandi aus war an die Eldoma-Station Nachricht gesandt worden, dass wir auf der ehemals besuchten Strasse dort hinkommen würden, mit der Bitte, falls erforderlich, uns eine Eskorte entgegenzusenden. Die Postboten waren von den Kamasia abgefangen, die Briefe entwendet und ein Mann getötet worden.

Was die Kamasia selbst anbetrifft, so sprechen sie dieselbe Sprache wie die Leute in Sotiko etc. Demnach sind

die Einwohner von Sotiko, Lumbwa, Nandi, Kamasia und Elgeyo desselben Ursprungs. Die Sprache ist gleich. Leider konnte ich infolge der damaligen Verhältnisse keinen Einwohner von Kamasia zu Gesicht bekommen, jedoch sah ich Waffen, und diese sind dieselben wie in Sotiko und Lumbwa. Die von der Station angesiedelten Wakuafi hingegen sind identisch mit den in Kavirondo ansässigen, und wohl auch mit denjenigen von Njemps. Sie nennen sich bald Wakuafi, bald Wandorobbo. Die Art ihrer Kleidung, Bewaffnung, des Schmuckes, erinnert jedoch auch sehr an Sotiko, Lumbwa etc., nur sie tragen alle Bogen und Pfeile, dagegen keinen Schild. Sie leben nun in dauernder Feindschaft mit diesen, sodass wir auf der einen Seite haben Sotiko, Lumbwa, Nandi, Kamasia, Elgeyo, auf der anderen die Wakuafi und Wandorobbo von Kavirondo, Eldoma, Njemps etc. Die Massai des Naiwasha sind mit den letzteren befreundet. So liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass diese überhaupt Massai sind oder waren, umsomehr, als sie lediglich Massai sprechen. Von der zischenden Wandorobbo-Sprache, die wie Vogelgezwitscher klingen soll und von der noch keinerlei Kenntnis vorliegt, die aber Dr. Fischer erwähnt, konnte ich nirgendwo eine Spur entdecken. Alle Wandorobbo, die wir trafen, sprachen lediglich Massai, und wussten nichts von einer eigenen Sprache. Wenn nun die Massai durch Verlust ihres Viehes verarmten oder aus anderen Gründen ihren Beruf als Massai aufgaben, also als Leute, die lediglich vom Vieh, Viehraub etc. lebten und, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, Jäger wurden, in die Wälder gingen, so nannten sie sich nicht mehr Massai, sondern Wandorobbo. Zunächst werden wohl die Massai selbst sie so genannt haben, und dann hat sich die Bezeichnung eingebürgert. Da sie bei der Jagd keinen Schild und Lanze benutzen konnten, so vertauschten sie solche mit Bogen und Pfeil. So sind also die Wandorobbo wahrscheinlich Massai, und Wandorobbo ist nur ein Beruf, kein Volk. Hatten sich jedoch die vom Vieh entblösten Massai dem Ackerbau gewidmet, so wurden sie

zu Wakuafi, übrigens ein Suaheli-Wort, und genossen auf diese Weise das Vertrauen der übrigen Völker, die den Namen Massai hassen, wogegen die Wakuafi harmlos und friedlicher Natur sind. Was die eigentlichen Wakuafi anbetrifft, so halte ich diesen für den älteren aus Norden oder Nordosten kommenden Vorschub der Hamiten, die dort, wo sie sich angesiedelt, den Boden bebauten, wogegen der spätere, jüngere Nachschub, die Massai, solches verschmähten und weiter als Nomaden lebten. Es werden also z. B. Sotiko, Lumbwa, Nandi, Elgeyo, Kamasia, als Bergbewohner ein einziger Vorstoss gewesen sein; von woher weiss ich nicht; vielleicht wird die Sprache, die vollkommen verschieden ist von der Massai-Sprache, hierüber Auskunft geben. Zweifellos waren diese Völker früher ganz friedlicher Natur, ihre alten Schlachtschilde, ihre zum Kriege höchst primitiven Speere charakterisieren sie als Ackerbauer. Später nahmen sie Speere an von den Wakavirondo, Speer und Schild von den Massai, machten diese auch wohl selbst nach, und erbeuteten sie schliesslich im Kriege mit den Massai, die sie zu gleicher Zeit zu imitieren und zu bekriegen suchten. Ganz reine Wakuafi sind diejenigen von Sotiko heute wohl nicht mehr, wenigstens lassen verschiedene Merkmale auf die Vermischung mit wahrscheinlich den Niloten schliessen. Ich sah verschiedentlich neben dem Hamiten- auch Negerhaar. Im allgemeinen glaube ich nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, dass Massai, Wakuafi und Wandorobbo mehr oder weniger im Prinzip dasselbe sind. Die Ersten und Letzten in manchen Distrikten dasselbe, die Zweiten und Letzten in anderen, und die Ersten und Zweiten lediglich unterschieden durch den Zeitpunkt ihres Vordringens nach Süden.

Ebensogut wie Massai durch den Mangel anderer Erwerbsquellen zu Wandorobbo geworden, kann dies auch natürlich mit den Wakuafi der Fall sein. Ferner sind die Hamiten jedenfalls entsprechend reiner und weniger gemischt, je mehr sie heute nach Norden wohnen und je später sie nach Süden vorgedrungen. Es ist begreiflich, dass die

Wandorobbo nicht mehr den kriegerischen Geist der Massai besitzen. Wenn ein Volk gezwungen ist, täglich für den nötigen Lebensunterhalt zu sorgen, in diesem Falle ihn sich täglich zu erjagen, so bleibt wenig Zeit zu kriegerischen Unternehmungen, nicht einmal solchen Gedanken überhaupt nachzuhängen. Ausserdem können die Wandorobbo nicht wie die Massai in grosser Zahl beisammen wohnen, ihr Beruf zwingt sie zur Jagd möglichst sich im Terrain zu verteilen, und das so unsichtbar wie möglich. Daher ist auch eine Vereinigung zu gemeinsamen Unternehmungen erschwert. Selbstverständlich können Massai und Wakuafi ebensowohl vor sehr langer Zeit zu Wandorobbo geworden sein, wie sie es heute noch werden. Jede Viehseuche, jede Hungersnot wird ein neues Kontingent stellen.

Nach dieser Abschweifung möchte ich zur Eldoma-Station zurückkehren, die wir mittlerweile erreicht hatten, die hübsch auf einem Hügel ungefähr 8000 Fuss hoch gelegen ist, und von der man einen wundervollen Rundblick über das Mau-Gebirge, Kamasia, den Baringo-See und Nandi genießt. Die Station, die erst soeben fertig geworden, besitzt eine halbe Kompagnie, und steht unter dem Kommando des als Jäger so bekannten Mr. Jackson.

In dortiger Gegend sind bis vor kurzem Stationen nicht vorhanden gewesen, haben sich aber als durchaus notwendig herausgestellt, um die Handelskarawanen inmitten der kriegerischen Massai und Wakuafi-Stämme zu schützen. Die Station auf dem Mau-Plateau, sowie die in Nandi hatten zur Zeit mit nicht geringen Schwierigkeiten den Eingeborenen gegenüber zu kämpfen.

Noch einmal brachte die stets wiederkehrende Verpflegungsfrage eine Enttäuschung. Ich hatte beabsichtigt, um den Baringo-See herumgehend irgendwo im Westen den Weg zur Küste wieder zu erreichen, und hatte deshalb bei meiner Abreise von Mumias 200 Lasten Lebensmittel vorausgesandt. Wie es gekommen sein mag, weiss ich nicht, jedenfalls war nichts eingetroffen; glücklicherweise vermochte ich

mich hier auf kurze Zeit zu verproviantieren, allerdings nur eben bis zum Naiwasha-See, also zur nächsten Station. Somit war auch eine Ruhepause ausgeschlossen, und die einzige Erholung, die ich meinen Leuten gestatten konnte, bestand in einem Tage, ehe wir zunächst über den Nakuro-See weiter mussten. Der Marsch führt über die breite bequeme Karawanenstrasse, die für die nächsten Tage nichts Interessantes bieten sollte. Nachdem der Transport für die notwendigen Regierungskarawanen, von der Küste her, sehr schwierig geworden, da kaum mehr Träger in Mombassa erhältlich waren, musste die englische Regierung auf Mittel sinnen, ihn unabhängig zu gestalten. Der fortschreitende Eisenbahnbau und andere Unternehmungen nahmen das gesamte eingeborene Material hinweg, oder gestalteten es zu teuer. Die notwendigsten Karawanen wurden seit Monaten aus Mangel an Trägern vergeblich erwartet. Dazu kam das Fehlen der Lebensmittel, das den Transport erschwerte, da solche durch besondere Träger streckenweise mitgeführt werden mussten, u. s. w. Ein Ausweg, der schliesslich eingeschlagen wurde, war der Transport durch deutsches Gebiet, von Bagamoyo nach Mwansa und von dort per Kanoe nach Uganda. Ganz abgesehen jedoch davon, dass die englische Kolonie es natürlich vorziehen würde, durch eigenes Gebiet ihre Waren zu befördern, stösst es auch auf Schwierigkeiten, die nötige Zahl von Kanoes in Uganda zu erhalten, und selbst, wenn sie von Uganda abgesandt worden, so ist die Fahrt über den manchmal recht stürmischen See zum mindesten gefährlich, der Verlust einzelner Fahrzeuge nicht ausgeschlossen. Somit entschloss man sich, die Strasse von Mombassa zum See für Ochsenwagen passierbar zu machen. Die Arbeit wurde Anfang des Jahres 1897 bis nach Mumias hin fertiggestellt. Die Strasse ist bis zu der notwendigen Breite planiert, die Bäche überbrückt, und die Ochsenwagen können nun fahren. Hergestellt sind die letzteren sehr massiv und werden je nach der Schwierigkeit des Terrains von der erforderlichen Anzahl von Ochsen gezogen. Auf solche

Weise ist der Lastentransport vereinfacht, verbilligt und von den Trägern unabhängig gestellt. Man treibt die Zugtiere durch Massai, die sich der ihnen zusagenden Beschäftigung mit Freuden unterziehen. Eine Anzahl Wagen hat die Regierung selbst, die übrigen eine englische Handelsfirma. Die Kosten des Baues habe ich früher schon erwähnt.

Einige Worte möchte ich über Wild und Jagdschutzgesetze sagen, der Wildstand der hiesigen Gebiete giebt mir hierzu Veranlassung. Er ist durch die Offiziere und Soldaten, die an dem Wegebau gearbeitet, fast vernichtet worden. Die mehr oder weniger jedenfalls unnötige Verpflegung der Karawanen durch erlegtes Wild ist der Ruin des gesamten Bestandes in allen den Distrikten, wo Stationen liegen, oder wo Karawanenstrassen hindurchführen. Jagen die Europäer allein, so wird es dem Wilde keinen grossen Abbruch thun; erhalten aber die Askari, wie dies häufig der Fall, die Erlaubnis zur unbeschränkten Jagd oder gar Befehl hierzu, so ist es natürlich, dass grosse Mengen angeschossen später nutzlos eingehen, und der geringen Zahl, die thatsächlich abgeliefert wird, viel zum Opfer fällt. Die Eingeborenen werden nicht, wie die Europäer, es sich zur Ehrensache machen, krankgeschossene Stücke auch thatsächlich zur Strecke zu bringen, sondern schiessen naturgemäss alles, was sie sehen, und wenn es nicht gleich fällt, wird eben weiter gejagt. Dies ist der Untergang des Wildes. So zeigen die Reviere rings um die Stationen meist Verödung, und solche wird mit der Zeit langsam exzentrisch weiterschreiten. Es ist ebensowohl der Fall im deutschen, wie in jedem anderen Gebiete. In Deutsch-Ostafrika war damals ein Jagdgesetz in Kraft, welches wohl die thatsächlich wenig Schaden thuenenden Europäer trifft, die Eingeborenen und Askari der Regierung jedoch ungenügend, und im englischen Gebiete war der Entwurf zu einem Gesetze eingereicht, das vorzüglich zum Schutze des Wildes gegen übermässige Gefährdung durch Europäer wirken wird. Alles dürfte jedoch den Zweck nicht erreichen, solange nicht den Askari jegliche Jagd verboten wird und die

Stationen und Karawanen sich nicht genügend anderweitige Verpflegung beschaffen, um das Wild entbehren zu können. In meiner Expedition war das strikte Verbot erlassen, dass kein Askari, unter keinen Umständen, auf Wild schiessen dürfe, und thatsächlich ist von Anfang bis zu Ende kein Schuss auf Wild gefallen, ausser durch Europäer. Man sieht also, dass die Durchführung durchaus möglich ist.

Den Naruko-, wie später den Elmenteita-See umgingen wir, um sie vollkommen aufzunehmen, und folgten der Strasse bis zum Naiwasha. Leider musste ich so lange dem Karawanenwege bis Kikuju folgen, da nirgendwo in der Nähe menschliche Ansiedelungen ausser Massai und Wandorobbo, also keine Lebensmittel waren. Selbst die Naiwasha-Station muss solche erst mehrere Tagereisen weit herholen, und Eldoma wird wieder von Naiwasha verpflegt. Aehnlich ergeht es der Nandi-Garnison, die sich aus Lumbwa oder gar von Kitoto verpflegen muss, und erst in Mumias wieder, im Herzen von Kavirondo, ist Ueberfluss.

In der Gegend des Naiwasha-Sees sind die einzigen Eingeborenen Massai, die zur Zeit mit der englischen Regierung befreundet waren, und in grosser Zahl angesiedelt sind. Ich selbst hatte von Eldoma aus zum Treiben des Viehes dortige Massai angeworben, im ganzen ungefähr 20 die mir sympathisch und angenehm waren, und mir schliesslich viele wertvolle Aufschlüsse über das gaben, was bei ihren Stammesgenossen vorging und vorgehen sollte. Unterschiede zwischen den Naiwasha-Massai und den früher gesehenen bemerkte ich nicht. Kleidung und Schmuck sind dieselben. Man sieht nur häufiger vollkommene Kleidungsstücke aus gegerbten, enthaarten Fellen, die den ganzen Körper einhüllen, und mit aufgenähten Perlen verziert sind. Frauen und Mädchen sind also mehr bekleidet wie in Sotiko. Eine kleine Abweichung im Schmuck ist höchstens die, dass die Ohrschnecken der Frauen aus Messing an der unteren Hälfte mit Leder umwickelt sind, das seinerseits mit Perlen verziert ist und von dem kleine Eisenkettchen herabhängen.

Ferner sah ich nie die lange Schildform der Kavirondo Massai.

Naiwasha besitzt gleichfalls eine Station, und wenn diese mit ihrer Besetzung von einer halben Kompagnie auch nicht im geringsten in der Lage ist, die Massai zu beherrschen, so ist die Station doch ein guter Beobachtungsposten, umso mehr, als Major Smith mit der Sprache der Massai und ihren Sitten vollkommen vertraut ist. Die gesamten dort ansässigen Massai schätzt Major Smith auf 8—10 000 Seelen, also 2000—2500 Krieger. Sie wohnen unmittelbar um den See herum und haben heute wieder eine ansehnliche Menge Ochsen, Kühe und Kleinvieh, das sie sich seit der Seuche zusammengestohlen. Ich erfuhr von Major Smith, dass Sendeo und die meisten Massai des deutschen Gebietes, sowie manche Warusha ihr Land verlassen und sich in der Nähe von Sossian bei Suza angesiedelt hätten. Denselben Platz hatte ich am 18. Oktober des vergangenen Jahres passiert, und es gab dort keinen einzigen Massai. Wahrscheinlich haben sie sich nach der Ermordung der beiden Missionare dorthin zurückgezogen. Auch bestätigte uns Major Smith, dass Sendeo bei Annäherung unserer Karawane s. Zt. von Ngorongoro nach Westen geflüchtet sei, und lediglich Boten gesandt habe, uns aufzuhalten, ferner dass Sendeo thatsächlich verboten hatte, uns in Songo Nahrungsmittel zu verkaufen. Zweifellos war also von Sendeo und Arusha irgend ein Anschlag im vergangenen Jahre geplant worden. Wir sollen zu früh gekommen sein, ehe das nötige verabredet war. So wussten die Warusha nicht, was anfangen, während wir auch Sendeo für seine Absichten zu zeitig erschienen. Ehe sich die Massai gesammelt, waren wir weg und im feindlichen Sotiko.

Die Bewohner des Naiwasha-Gebietes sind ein kräftiger, von der Kultur unverdorbener Stamm. Sie stehen augenblicklich, so lange es dauert, mit den Engländern freundlich, doch können Überfälle gegen ihre Nachbarn zum Zwecke des Viehdiebstahls nicht verhindert werden.

Während meines Marsches nach der Küste zu trafen wir überall wandernde Massai, die mit ihren Weibern, Kindern und Herden nach der Gegend von Sossian hinzogen. Es sollte eine Konzentration des ganzen Stammes stattfinden. Ausser Sendeo mit seinen Leuten wanderten soeben dorthin die schon erwähnten Massai des Naiwasha-Gebietes unter ihrem Häuptlinge Ferare. Nun giebt es noch grosse Kraals in Kikuju, Lenana mit seinen Kriegern in Ngongo Bagas, wenige Meilen von Fort Smith entfernt, die ebenfalls an der Bewegung teilnahmen. Dort sind diejenigen Massai angesiedelt, die ursprünglich zwischen Kilimandscharo und Kikuju wohnten, aber als kleinere Stämme von nur ungefähr 3000 Seelen zu schwach waren, sich gegen ihre eigenen Landsleute zu halten, daher verarmten. Der Stamm Lenanas ist jetzt mit jenen vereinigt zusammen 10 000 Seelen, 3000 Moran. Einzelne wenige wohnen in unmittelbarer Nähe des Forts, und beginnen dort Ackerbau zu betreiben. Ich hatte den Eindruck, dass sich damals bei den gesamten Massai etwas vorbereite, darauf deuteten die Wanderungen und die Konzentrierung bei Sossian. Alles schien auf irgend eine geheime Absicht hinauszugehen, und liess eine bevorstehende gemeinsame Unternehmung vermuten. Mit der englischen Verwaltung stand man im allgemeinen gut, trotzdem ein direkter Einfluss nicht auszuüben war. Es bestand mehr ein freundschaftliches Verhältnis zweier gleich mächtiger Faktoren. Den Engländern kommt zu statten, oder vielmehr ermöglicht ihren Sitz zwischen den mächtigen Stämmen der Massai, Wakikuju und Wakamba die grosse Feindschaft dieser untereinander. Die Massai sind alte Totfeinde der Wakikuju, und beide stehen wieder gegen die Wakamba. Wenn nun Streitigkeiten ausbrechen mit den Wakikuju oder den letzteren, so benutzen die Engländer die Massai, senden sie einfach in gemessener Anzahl mit einigen Suaheli oder Sudanesen-Soldaten unter dem Befehle eines Europäers gegen dieselben. Es ist dieses Verfahren absolut zuverlässig, die Massai sind stets sofort wenn gewünscht zur Stelle, ersparen

grössere Garnisonen, und die alte Zwietracht schläft nicht ein. Gerade kürzlich rebellierte ein mächtiger Kikuju-Häuptling mit grossem Anhang. Man sandte ganz einfach Massai zur Bestrafung gegen ihn, und im Augenblicke meines Eintreffens wurde ein ebensolcher Streifzug gegen Ukambani unternommen. 400 Massai und 40 Suaheli-Soldaten rückten, unter englischer Führung aus. Genau das Umgekehrte tritt ein, wenn die Massai Feindseligkeiten beabsichtigen. In diesem Falle verfügt das Fort sofort über mehrere Tausend Wakikuju-Krieger. Natürlich verlockt die Hilfstruppen ausser dem alten Hasse die Hoffnung auf Beute. Es hat die Sache neben ihren Vorteilen also auch ihre Schattenseiten.

Auf dem Wege nach Kikuju passiert man eine Stelle, wo im Jahre 1896 800 Suaheli-Träger von den Massai getötet wurden. Die ganze Lichtung, wo der Kampf stattgefunden, war bedeckt mit Massai- und Suaheli-Schädeln und Knochen. An dem unglücklichen Ereignisse waren damals die Suaheli allein schuld, die, von keinem Europäer geführt, sich Übergriffe erlaubt hatten. Die gesamte Karawane hatte 1200 Mann betragen, von denen 800 fielen. Die Sache hatte noch ihr Nachspiel; ein englischer Händler nahm den Massai ohne Berechtigung, da er nicht im Zusammenhange mit der niedergemachten Karawane stand, zur Strafe ihr Vieh weg und vertrieb leicht die wenigen Hüter. Die Massai sammelten sich jedoch in grosser Zahl, und versuchten dem Engländer und zwei ihn begleitenden französischen Reisenden den Rückweg abzuschneiden. Bei dem Gefechte fiel Mr. Diek, während die beiden Franzosen mit knapper Not entkamen.

Fort Smith gehört nicht mehr zum Uganda-Protectorate, der Kidong-Fluss ist die Grenze des British East Afrika Protectorate.

In Kikuju, das als fruchtbares Hügelland endlich einmal wieder zum Anbau sich eignet, waren diesbezügliche Versuche von englischen Landwirten verschiedentlich unternommen worden, und es steht zu erwarten, dass sie von Erfolg gekrönt werden, falls es gelingt, den Frieden zu erhalten.

Die Wakikuju selbst sind Bantu und eines der interessantesten Völker, die ich bisher angetroffen. Obwohl sie nahe der Einflussgrenze europäischer Kultur stehen, haben sie sich ihre Eigenart erstaunlich rein erhalten und bieten wundervolle charakteristische Typen. Wie die Sprache Ähnlichkeit hat mit der Kaffernsprache, so ist auch im Äusseren eine Verwandtschaft unverkennbar. Nach den Äusserlichkeiten könnte man fast im ersten Augenblicke sie für Hamiten halten, jedoch zeigt bald die breite Gesichts- und Schädelbildung den Unterschied. Es sind kurze, gedrungene Gestalten, die Frauen wie bei den Massai klein, noch kleiner durchschnittlich als bei jenen. Die Wakikuju fetten den ganzen Körper ein und lieben es, sich mit rotem Lehm zu bestreichen, besonders die Haare hiermit zu behandeln. Bei den Männern werden sie in möglichst viele kleine Zöpfe oder Röllchen verflochten und verklebt, und fallen dann wie bei einem Pudel in die Stirne. Die Bekleidung der Männer ist recht spärlich. Die Frauen tragen einen Lendenschurz, und meist ein Fell über der einen Schulter, sodass es den Oberkörper zur Hälfte verdeckt. Fast noch mehr wie ein Massai-Ohr muss ein Wakikuju-Ohr erleiden; entweder ist es dreifach durchlöchert und sind 3 lange Holzstäbe hindurchgesteckt, die an einem Ende verbunden, am anderen auseinanderstehen, oder es werden durch die Ohrmuschel eine ganze Menge Perlschnüre gethan, und in das Ohrläppchen eine grosse, runde, in der Mitte durchlöcherte Holzscheibe gezwängt. Die letztere ist ganz besonders beliebt. Die beiden angeführten Arten des Ohrschmuckes schliessen jedoch viele andere Variationen nicht aus. Stets ist das Haar mit roten Hahnen- oder Geierfedern verziert, die auf die eine oder andere Art in die Zöpfen verflochten sind. Ausserdem verwendet man kleine runde Elfenbeinscheibchen als Haarschmuck. Die vorher zwischen Küste und Kilimandscharo angetroffenen schwarzen Perlen aus Samenkörnern sind hier wieder häufig, und werden als Halsschmuck, als dicke gewundene Ketten oder als

breites Hüftenband verarbeitet, häufig am Ende auch mit roten Früchten verziert.

Ich erwähnte schon, dass die Massai von Sigirari, Matumbato, Kapotai etc. unter Lenana gewissermaßen zwischen den Wakikuju eingesprengt wohnen. Jeder Stamm für sich sitzt in seinem eigenen Kraal, zusammen annähernd 10 000 Seelen, wovon 3000 Moran. Nun hatte kürzlich auch Lenana mit dem grössten Teile seiner Leute Ngongo Bagas verlassen, um sich mit den übrigen Massai in Sossian zu vereinigen. Jetzt sitzen sie alle dort zusammen, niemand weiss warum. Unter anderem hiess es, es solle eine Aussöhnung zwischen Lenana und seinem Bruder Sendeo stattfinden, und Lenana soll wieder wie sein Vater alleiniger Beherrscher aller Massai werden. Es scheint aber nur ein äusserer Vorwand gewesen zu sein. Was thatsächlich die Absicht war und was nachher erfolgte nach meiner Abreise, ist mir nicht mehr bekannt.

Wollte ich von Kikuju aus ins deutsche Gebiet zurück, so wären zwei Wege in Betracht gekommen, der eine direkt über Kapotai, Matumbato, Sigirari, Moschi, der zweite auf der englischen Karawanenstrasse bis Kibwesi oder Ndi, und sodann über Taweta. Der erstere zweifellos allein interessante schien in der jetztigen trockenen und heissen Jahreszeit wegen Wassermangels fraglich. Hierzu wäre gekommen, dass die Träger hätten mit Lebensmitteln schwer beladen werden müssen bis zum Kilimandscharo, und dass die Massai der dortigen Gegend in Anbetracht der augenblicklich gespannten Verhältnisse kaum freundlich gewesen sein würden. Diese Bedenken würden mich an und für sich nicht abgehalten haben, jedoch die allgemeine Erschöpfung meiner Leute nach der schon so viele Monate dauernden Expedition hielt mich zurück. Den zweiten Weg mochte ich auf keinen Fall wählen, da wir leider vorher schon vor Kikuju gezwungen gewesen, eine Strecke weit der Karawanenstrasse zu folgen, ich sie aber nun so schnell wie möglich wieder verlassen wollte. Somit blieb also nur ein Umweg nach

Norden und Nordosten übrig, und da die herannahenden grossen Regen nicht allzuviel Zeit übrig liessen, beschloss ich dem Laufe des Athi-Flusses auf der linken Seite soweit thunlich zu folgen, wenigstens bis Ukambani, das ich aus ethnographischen Rücksichten nicht umgehen wollte. Es eröffnete dieses Projekt einerseits die Hoffnung auf vorzügliche Jagd, andererseits konnte man vielleicht vom Flusse selbst etwas kartographisch Interessantes erwarten. Der Marsch bietet die ersten Tage keine Schwierigkeiten. Er führt durch die sich dem Flusse entlang ziehende Ebene, die jagdlich als Ideal zu betrachten ist. Sie ist thatsächlich vollkommen bedeckt von Wild, Tausenden von Gnus und Zebras, Thomsoni- und Grantii-Gazellen, Kuhantilopen, Wildschweinen etc. Da jedoch dem Jäger keinerlei Deckung geboten wird, so ist die Pirsche recht schwierig. In dem grünen Uferstreifen sind zahlreiche Wasserböcke und Suara-Antilopen, im Athi Flusspferde und Krokodile. Nashörner giebt es reichlich und zwar recht aggressive. Mehr oder weniger sind sie schon mit Karawanen in Berührung gekommen und haben den Menschen und die Büchse kennen gelernt. Sie warten daher häufig genug einen Angriff nicht erst ab, sondern gehen ihrerseits sofort vor, wenn sie des Menschen ansichtig werden oder ihn in Wind bekommen. Zweifellos sind sie hier viel gefährlicher wie in allen früher besuchten Gegenden, und brachten die Karawane und mich zuweilen in böse Situationen.

Das interessanteste Wild sind die Löwen, die man am hellen lichten Tage in den Ebenen täglich jagen sieht. Dies ist allerdings nur in der augenblicklichen Jahreszeit der Fall, der Löwe folgt eben dem übrigen Wilde. Manches Mal begegnete ich den edlen Raubtieren, und verschiedentlich bekam ich sie zum Schusse, ohne die angeschossenen zur Strecke bringen zu können, bis dies endlich mit dem besten gelang.

So verlockend es auch gewesen wäre, längere Zeit dort der Jagd obzuliegen, so war es dennoch unmöglich; der

Boden ist weich und tief, und einige andauernde Regentage würden ein Weiterkommen geradezu unmöglich gemacht haben. Ferner war es bei den fast täglichen geringen Niederschlägen immerhin zu bedenken, wie wir weiter unten den Athi würden überschreiten können, und das schien mir, falls der Regen intensiver fallen sollte, höchst schwierig.

Es sei mir gestattet, zwei für mich interessante Jagdtage einzufügen, den 23. und 24. Februar, wovon der erste ebenso unglücklich wie der zweite glücklich verlief, die aber ein anschauliches Bild dortiger Verhältnisse geben. Nachdem ich am frühen Morgen wie gewöhnlich das Lager verlassen, bemerkte ich zwei männliche Löwen, frei in der Ebene, inmitten einer ausserordentlichen Menge des verschiedenartigsten Wildes. So schnell wie möglich folgte ich, und rannte plötzlich gegen ein schlafendes Nashorn, das glücklicherweise noch im richtigen Augenblicke das Weite suchte, ohne eine Störung hervorzurufen. Bald darauf suchten die Löwen die Deckung eines Nebenflusses des Athi auf, und gerade im Augenblicke, wo der hintere der beiden das Ufer erreichen wollte, brachte ich zwei Schüsse an, von denen der eine traf. Die Löwen setzten über den Fluss und bald bemerkte ich den kranken allein am jenseitigen Ufer. Zögern war unmöglich, und was ich sonst mir überlegt haben würde, ich ging durch den bis zum Halse reichenden Bach hindurch und vollkommen durchnässt weiter. Langsam ging der Löwe vor mir her, die jenseitige Uferböschung hinan; er schien mich oben erwarten zu wollen. Dort blickte ich vorsichtig umher und entdeckte bald den Kopf des Löwen vor mir im dichten Grase. Da er zum korrekten Schusse nicht deutlich genug erschien, ging ich weiter auf ihn zu, als er plötzlich verschwand und alles Suchen erfolglos blieb. Eine Stunde lang bemühte ich mich vergebens, er war verschwunden. Dann aber kam mir ein anderer Gedanke. Bei der Verfolgung des Löwen war ich auf ein schlafendes Nashorn gestossen, das mich nicht bemerkt hatte, und nun gedachte ich zunächst dieses zu schiessen und an dem Kadaver

anzusitzen. Es wäre beinahe ganz anders gekommen. Bis auf 100 Meter hatte ich mich dem schlafenden Tiere genähert, als dasselbe plötzlich erwachte, mich sah und so schnell wie es konnte auf mich zukam. Der Augenblick war peinlich, Deckung war keine vorhanden, und die einzige Rettung lag in der Büchse, die begreiflicherweise auf ein heranstürmendes Nashorn, bei einem Schusse genau von vorne, verhältnismässig unwirksam ist. Ich hatte gerade noch Zeit, meine 577 Express gegen die 8 Paradox umzutauschen, konnte dem Büchsenträger ein Zeichen geben, und wir sprangen dem Nashorn entgegen auf einen kleinen Termitenhügel hinauf. Fast in demselben Augenblicke, als es das Horn gegen uns senkte, schossen wir zu gleicher Zeit, und das Nashorn stürzte durch den Anprall der schweren Kugeln unmittelbar zu meinen Füßen nieder. Noch ehe ich wieder laden konnte, erhob es sich und, für den Augenblick etwas ernüchert, suchte es sein Heil in der Flucht. Ich war zu erschöpft von der Löwensuche und liess es laufen. Bald darauf stiess ich auf ein zweites, und da es für schwere Büchsen zu weit, beschoss ich es mit meiner leichten Flinte. Durch mehrere Kugeln schwer krank, rannte es mitten in die seitwärts marschierende Karawane hinein, wo es tot zusammenstürzte. Die Karawane hatte an diesem Tage 7 Löwen und 10 Nashörner gesehen. Am Nachmittag kam ich nochmals zweimal auf Nashörner zum Schusse, aber ich blieb unglücklich und brachte nichts mehr zur Strecke. Der nächste Tag an genau demselben Orte war günstiger. Früh am Morgen pirschte ich vorsichtig zu dem Kadaver des erlegten Nashorns heran und bemerkte auf demselben einen alten männlichen Löwen mit schöner Mähne. Durch zwei Kugeln meiner 450 Büchse krank, ging er ins nahe Dickicht und fiel einer dritten Kugel zum Opfer. An demselben Morgen erlegte ich noch einen alten Gnustier, drei Kuhantilopen und eine Thomsons-Gazelle. Mittags jagte ich weiter am Rande eines Rinnsales und hatte soeben einen Wasserbock angeschossen, als plötzlich ein Rietbock mit

mächtigen Sätzen auf mich zukam, gefolgt von einem Geparden. 150 Schritte vor mir erreichte das Raubtier seine Beute, und im nächsten Augenblicke war das Wild verendet. Vorsichtig näherte ich mich dem Geparden und blieb anfangs unbemerkt. Dann jedoch sah er mich, und anstatt zu entfliehen, deckte er wie zur Verteidigung seine Beute. Ein Blattschuss streckte ihn nieder, und Gepard und Rietbock lagen verendet friedlich beisammen. Ein plötzlicher heftiger Regen beendete die Jagd, die ich als charakteristisches Bild der dortigen Wildverhältnisse hier einzufügen wagte, trotzdem sie eigentlich nicht in den Rahmen meines Vortrages hineingehört.

Noch einige Marschtage, und die Ebene war zu Ende. Dichter Buschwald beginnt zwischen dem Athi und den nördlichen Bergen. Bald trägt die Gegend parkartiges Gepräge, bald überwiegt der Niederwald. Die Ufer des Flusses sind an einzelnen Punkten geradezu romantisch, und eingeschlossen vom Strome sind kleine Palmeninselchen, zwischen denen der Fluss bald rauschende Stromschnellen bildet, bald langsam dahinfließt. Der Marsch beginnt im Gebirge sich schwieriger zu gestalten. Durch Dornestrüpp, Akazienwald und über unzählige dicht bewachsene trockene Rinnsale hinüber ist man meist nur im stande, Flusspferdpfaden zu folgen, und manchmal mussten Askari mit ihren Seitengewehren den Weg bahnen.

Dem Flusse entlang zieht sich die Hochebene, die stellenweise dicht an den Fluss herantritt, bald weiter zurückweicht. Man muss also unmittelbar dem Flusse entlang zwischen ihm und dem Aufstiege zur Ebene durch das Gestrüpp sich einen Weg suchen, oder auf dem Plateau selbst marschieren, dann allerdings alltäglich zum Lager an den Fluss hinab und am nächsten Morgen wieder hinaufsteigen. Es ist wirklich die Frage, was von beiden weniger mühsam ist. Das Plateau zieht sich als ebene Terrasse ungefähr 100 Meter über dem Flusspiegel hin und ist licht bewaldet.

Als die von Kikuju mitgenommenen Lebensmittel allmählich erschöpft waren, musste ich daran denken, den Fluss an einer passenden Stelle zu überschreiten, um mich in Ukambani neu zu verproviantieren. Wir setzten also über den Fluss und erreichten in einem Tage die ersten Schamben der Wakamba, bald darauf auch ihre Dörfer.

Während meiner Anwesenheit in Kikuju waren mit einem Teile der Bevölkerung Streitigkeiten, wie schon erwähnt, ausgebrochen, und es war eine Strafexpedition ausgesandt worden. So erschien es nicht ganz sicher, wie die Wakamba sich der Expedition gegenüber verhalten würden, doch hatte der partielle Krieg keine weiteren Folgen. Die Wakamba wohnen in kleinen Dörfern beisammen, die Wohnungen sind runde Strohhütten. Die Schamben sind hübsch gepflegt, und der Anbau ist hauptsächlich Mais, Hirse und Erbsen. Gross ist der Unterschied zwischen den Wakamba und den benachbarten Wakikuju. Während die letzteren kurze gedrungene Gestalten sind, nicht über Mittelgrösse, haben die Wakamba schlankere Formen, wenn sie auch nicht viel grösser sind. Der Kikuju liebt vielen und bunten Schmuck, während der Ukamba das Bunte vermeidet, und nur einfache Metallschienen und hübsche kleine Metallkettchen liebt, niemals Federn im Haare trägt, auch den Körper nicht mit roter Erde einreibt. Es herrscht auch nicht mehr so stark der ausgesprochene Kafferntypus wie in Kikuju.

Höchst eigenartig ist ein zuweilen von den Frauen getragener vom Gürtel herabhängender viereckiger Schurz. Meist ist er kunstvoll und schön, besteht aus Lederstreifen, um die flachgehämmertes Messing und Eisen gedreht ist, die oberen Streifen Eisen, darunter Messing. Auf diese Weise entsteht eine vollkommene Metallplatte, die jedoch nicht steif, sondern in allen Teilen beweglich ist. Hierzu tragen die Frauen um die Taille eine Menge von Schnüren aus dicken blauen Perlen, sind also durchaus nicht unschön geschmückt, wenn sie nur im übrigen nicht so hässlich

wären, viel weniger ansprechend wie die Wakikuju und natürlich die Hamiten-Frauen.

Als Industrie der Wakamba sind bemerkenswert die sehr hübsch gearbeiteten Messingkettchen, die man in viele Windungen geflochten um den Hals trägt. Es ist geradezu erstaunlich, wie sie mit ihren Hilfsmitteln in der Lage sind, solche Kettchen herzustellen.

Ein charakteristischer Unterschied zwischen den Wakamba und den vorher gesehenen Völkern ist ferner der, dass Männer und Frauen die 5 oberen Schneidezähne spitz und fein zufeilen.

Auf dem ganzen Marsche durch Ukambani folgten Ansiedelungen und Dörfer ununterbrochen, das Land ist also dicht bevölkert. Ausser dem allgemein üblichen Anbau von Mais etc. fand ich zuweilen Zuckerrohr und Bananen. Vieh war wenig vorhanden, nur hier und dort einzelne Herden. Wo immer es möglich war, der Erde ein Stückchen fruchtbares Land in dem gebirgigen Terrain abzugewinnen, war es angebaut, und bis auf die höchsten Spitzen hinauf erstreckten sich die Dörfer.

Die mir zur Verfügung stehenden Karten sind über die dortige Gegend noch ungenau. Thatsächlich liegen die Flussverhältnisse so, dass der Tana-Fluss in den Matschakos fließt und die Vereinigung der beiden sodann weiter Tana heisst. In denselben Strom fließt ferner der Towaki. Alles Nähere hierüber muss aber der später von mir herauszugebenden Karte vorbehalten bleiben.

Nachdem der Keiti erreicht war, konnten wir entweder zum Athi zurückkehren, um ihm abwärts zu folgen, oder wir mussten die Richtung der alten Karawanenstrasse einschlagen und über Kibwesi zur Küste zurückkehren. Trotzdem das letztere eigentlich das Ende der Expedition bedeutete, entschloss ich mich dennoch hierzu, da der Athi abwärts in jagdlicher Beziehung uninteressant ist und das geographisch Neue nicht im Verhältnisse stand zu den Schwierigkeiten und der aufzuwendenden Zeit.

Unmittelbar vor Kibwesi, der von Sir Makinnon gegründeten Industrial-Mission, vereinigt sich die Karawanenstrasse mit der neuerbauten Fahrstrasse. Die Mission hat anfangs einen weniger rein religiösen Zweck verfolgt wie die übrigen, de facto kam es aber auf dasselbe hinaus. Bevor man die Mission erreicht, geht man viele Meilen weit durch unbewohntes Land, und nach Osten giebt es ebenfalls Länderstrecken, die keine Bevölkerung aufweisen. So hat die Mission vielleicht nie Gelegenheit gehabt, ihre Ziele zu verfolgen, und weshalb sie gerade hier angelegt, ist wirklich ein Rätsel. Vielleicht hat man bei der Gründung gedacht, man würde die Wakamba, Wataita etc. veranlassen können, ihre Kinder zur Mission zu senden. Es ist jedenfalls später niemals der Fall gewesen. Zur Zeit waren nur einige wenige Massai-Knaben dort. So erscheint die Mission an und für sich ganz vorzüglich, und an der zu kultivierenden Bevölkerung ist nur das eine auszusetzen, dass sie nicht vorhanden ist. Diejenigen Herren, die ihre Thätigkeit der Mission widmen wollten, sind leider stets vom Unglücke verfolgt worden. Zwei derselben verschwanden erst kürzlich auf der Jagd auf nicht aufgeklärte Weise; wahrscheinlich wurden sie von Massai erschlagen. Die Mission besitzt ausgedehnte Gebäulichkeiten und hübsche Garten-Anlagen, in denen mir besonders der vorzüglich gedeihende Kaffee auffiel.

Bis hierher waren zur Zeit die Vorarbeiten der Eisenbahn in Angriff genommen worden; man hatte jedoch nur wenig erreicht, da aus Mangel an Arbeitskräften vorläufig wieder ein Stillstand eintreten musste.

Hinter Kibwesi, durch den wasserlosen Küstenstrich, sind Gewaltmärsche erforderlich, und so liess ich meine Lastesel und alles nur irgendwie Entbehrliche zurück.

Die Gebirge mit ihrer angenehmen Temperatur und ihrem dauernden Ueberflusse an Wasser lagen hinter uns, und mit dem Eintritt in die Ebene hatten wir wieder Gelegenheit, die langentbehrte tropische Hitze zu geniessen.

Der Marsch war wenig interessant, bot auch natürlich nicht viel Neues. Wild sah ich keines, am Wege war es nicht zu bemerken. Seitwärts nach dem Kilimandscharo hin sollen die Verhältnisse garnicht übel sein, allein es war so heiss, dass ich nicht die geringste Lust verspürte, nachmittags mein Zelt zu verlassen. Ausserdem war man weniger zu unnötiger Bewegung aufgelegt, da ich fast stets schon um 3 Uhr morgens Reveille blasen und denkbar grosse Märsche machen liess. Erwähnenswert ist vielleicht noch die Station Ndi, die etwas abseits am Wege ungefähr in gleicher Höhe mit dem Kilimandscharo liegt, dicht an den Ndi-Bergen. Sie besteht aus einer ganz kleinen Boma und wenigen Askari zur Bedeckung. Die Station ist hübsch gelegen, aber ungesund; das von den Hügeln herabströmende Wasser erhält das ganze Gebiet stets feucht und sumpfig.

Die Bevölkerung sind die Wataita, ein Bantu-Stamm, vielleicht den Waschagga verwandt. Sie benutzen Pfeil und Bogen. Im übrigen bin ich nicht in der Lage, etwas Näheres von ihnen mitzuteilen, da ich nicht in Berührung mit ihnen kommen mochte. Es herrschte gerade eine nach ihrer Ursache und ihrem Wesen unbekannte Epidemie, der die Einwohner zahlreich zum Opfer fielen.

Am 18. März erreichte ich den Beginn der Bahn resp. des regelmässigen Verkehrs. Traciert ist die Linie schon weiter, wie ich vorher erwähnte. Der thatsächliche Betrieb erstreckte sich auf 31 Meilen. Mit Genehmigung der Behörden lud ich die gesamten Leute und Lasten in einen mir zur Verfügung gestellten Zug und erreichte nach wenigen Stunden Mombassa. Die Bahnhofs-Anlagen liegen ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Meilen von der Stadt und sind im grossartigsten Stile angelegt, genügend, einen auch noch so grossen Bahnverkehr dereinst zu bewältigen.

Am 19. März war die Expedition beendet, ich fuhr nach Zanzibar und von dort an der Ostküste hinunter nach Südafrika, um in längerem Aufenthalte in Natal, Transvaal, der Kap-Kolonie und Rhodesia meine kolonialen Kenntnisse zu erweitern.

Das Ergebniss der Expedition besteht in den sehr genauen kartographischen Aufnahmen, den geographischen, mineralogischen, geologischen, zoologischen und botanischen Untersuchungen, sowie in den umfangreichen jagdlich zoologischen, photographischen und speziell ethnographischen Sammlungen. Inwieweit diese meine Forschungen und Bemühungen von thatsächlichem Werte für die Wissenschaft sind und was an denselben neu, das muss die Zukunft nach vollendeter Bearbeitung ergeben. Ich habe es daher heute vermieden, die rein wissenschaftliche Seite zu berühren, da alles diesbezügliche noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann.

---

